

Spengler
und das Freidenkertum

von
Robert Riemann

Oswald Spenglers
Untergang des Abendlandes
im Lichte der materialistischen
Geschichtsauffassung

von

Robert Riemann

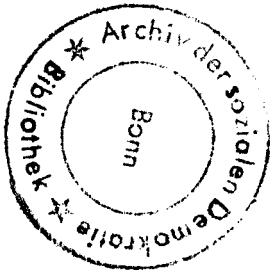
*

1925

Verlagsanstalt proletarischer Freidenker
Leipzig-Lindenau, Kössner Straße 15

Einleitung.

Für den bedeutendsten Philosophen der Gegenwart halten weite Kreise des Bürgertums, namentlich der Jugendlichen, den Mathematiker und Kunsthistoriker *Oswald Spengler* (geb. 1880 zu Blankenburg am Harz). Es scheint mir aber, daß der Erfolg seiner Bücher nicht darauf beruht, daß die darin vorgetragenen Gedanken durchaus neu oder gar unwiderleglich wären. Sie werden nur dafür gehalten, weil sie den Interessen bestimmter Kreise entsprechen. Diese Gefolgschaft kann man nicht bekehren. Man kann nur verhindern, daß sich Leute, deren Interessen ganz andere und einfach entgegengesetzte sind, durch die Berufung auf den neuen Propheten, der in einer ihnen unverständlichen Gelehrtensprache schreibt, einschüchtern lassen. Ihren Bedürfnissen will diese Schrift dienen. Sie hat die doppelte Aufgabe, Spenglers Gedanken in allgemeinverständlicher Form darzustellen, und sie zu widerlegen. Das zweite ist leichter als das erste, weil Spenglers Stil von absichtlichen Dunkelheiten erfüllt ist. Was er sagt, ist zum großen Teile so sonderbar, daß es nur in einer Art von priesterlicher Sprache vorgetragen werden kann. Nimmt man diese Hülle hinweg, dann scheint etwas ganz anderes dazustehen. Dadurch durfte sich der Ausleger nicht beirren lassen. Zu einem rücksichtslosen Vorgehen ermutigte ihn die Überzeugung, daß es sich um eine schädliche Lehre handelt, um Unkraut, das man nicht weiter wuchern lassen darf. Auf den Beifall der Gesinnungsgenossen Spenglers verzichtet der Verfasser von vornherein.



1. SPENGLERS WERKE UND IHRE WIRKUNG.

Spengler behauptet, daß seine Philosophie keine Folge des verlorenen Krieges ist, sondern bereits vor diesem in ihren Grundzügen fertig dalag. Wie die meisten erfolgreichen Philosophen hat er seine Laufbahn nicht als solcher begonnen. Es ist schwerlich möglich, in akademischen Hörsälen *Denker* zu züchten. Veranlagung und Erlebnisse spielen eine viel größere Rolle als die schulgemäße Unterweisung. Sie liefert wohl Neukantianer, von denen jetzt alle deutschen Universitäten wimmeln, aber keine Neudenker, keine selbständigen Köpfe. Den Ruhm, ein solcher zu sein, erwirbt man nicht dadurch, daß man eine neue Erkenntnistheorie schreibt und zum hundertsten oder tausendsten Male die unfruchtbare Frage behandelt, wo die Innenwelt des Menschen aufhört und die Außenwelt anfängt. Gegenüber diesen Büchern, von denen jährlich Dutzende erscheinen, die sämtlich versichern, daß alle vorhergehenden Erkenntnistheorien das Wesen des Ich verkannt haben, bilden die Schriften Spenglers allerdings einen sehr viel weniger langweiligen Lesestoff. Über die Richtigkeit seiner Gedanken ist damit aber noch nichts ausgesagt.

Spengler war drei Jahre lang Oberlehrer am Heinrich-Hertz-Realgymnasium in Hamburg, brach dann diese Laufbahn ab, fing als Student der Kunstgeschichte von vorn an und bereiste zur Erweiterung seiner Kenntnisse Italien. Diese Entwicklung erklärt die auffällige Tatsache, daß er zwei so verschiedene Gebiete, wie es die Mathematik und die Kunstgeschichte sind, in seinen Büchern in den Vordergrund rückt und Beziehungen zwischen ihnen herzustellen sucht. Zum Philosophen will er aus Sorge um das Schicksal Deutschlands geworden sein. Er sah es blind in sein Verhängnis rennen: „Ich begriff,“ berichtet er, „den *grundlosen Optimismus* der Jahrhundertwende nicht.“ Demnach wäre Spengler aus Abneigung gegen eine gedankenlose Selbstzufriedenheit, die er in Deutschland herrschend fand, zum Unheilspropheten geworden. Das ist möglich, und wir haben keinen Grund, seine Angaben zu bezweifeln. Dann erklärt der verlorene Krieg nicht die Entstehung, wohl aber den Erfolg seines Werkes, das 1918 unter einem Titel erschien, der durchaus der in Deutschland nunmehr herrschenden Stimmung entsprach: „*Der Untergang des Abendlandes.*“

Der grundlose Optimismus hatte bodenloser Verzweiflung Platz gemacht. Das deutsche Bürgertum war fassungslos über die Niederlage, deren Möglichkeit auch nur anzudeuten, bisher als Hochverrat gegolten hätte. Man ging in einer Art von Benommenheit umher und hatte das Gefühl, daß der Boden unter den Füßen wankte, daß einfach alles vorbei war. Man suchte nach einer Erklärung für den Zusammenbruch aller Hoffnungen oder wenigstens nach einer Formel, die es möglich machte, der ohnmächtigen Verzweiflung nicht nur durch Kopfschütteln und Seufzer, sondern in verständlicher Rede Ausdruck zu geben. Kein Mensch will das Opfer eines sinnlosen Zufalls sein. Er findet sich leichter mit einem Unglück ab, wenn

er sich irgendwie die Überzeugung verschafft, daß es gar nicht anders kommen konnte. Die menschliche Selbstliebe ist anderseits fast niemals zu dem Eingeständnis bereit, daß die Ursache des Unheils in der eigenen Schwäche, Verblendung oder Torheit zu suchen ist. Scheingründe, die den Leidenden nicht belasten, sind ihm gewöhnlich viel lieber als die wahren. Wenn man eine Politik, die man selbst gebilligt hatte, oder einen Feldherrn, dem bisher keine Huldigung versagt worden war, für den Sturz in den Abgrund verantwortlich machte, dann konnte man nicht wohl umhin, sich selbst mitschuldig zu fühlen, und davor hatte man gerade die größte Angst.

Die Dolchstoßlegende, die später einen so bequemen Ausweg bot, wurde damals noch nicht *gewagt*. So atmete man erleichtert auf, als sich die Möglichkeit zeigte, alles auf eine so unbestimmte Größe wie „das Schicksal“ abzuschieben. Spenglers Behauptung, daß jetzt das Abendland seinen unvermeidlichen Untergang erleiden müsse, bot dazu eine sehr bequeme Handhabe. Sie war namentlich denen willkommen, die noch auf eine Wiederherstellung der alten Ordnung hofften, weil ihnen die neue unerträglich schien. Gerade solche Leute wollten um jeden Preis die Einsicht vermeiden, daß ebendiese alte Ordnung uns in die Niederlage hineingeführt hatte. So fand Spengler seine Anhänger vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich, in rechtsgerichteten Kreisen. Sie wehrten sich auch verzweifelt gegen die Vorstellung, daß die Niederlage Deutschlands den Aufstieg Frankreichs bedeute. Ihnen erschien der Gedanke, daß ganz Europa, also auch Frankreich und England, dem Untergange verfallen sei, überaus tröstlich. Kein Wunder also, daß sich viele schon von dem kühnen Titel des Spenglerschen Werkes blenden und betören ließen. Die Zahl derer, die wirklich vom Inhalte Kenntnis nahmen, war in diesem Falle wie stets eine sehr viel geringere, fiel auch nicht etwa mit der Zahl der Käufer zusammen. Junge Menschen sah man in Hörsälen und Versammlungen wochenlang mit dem Buche umherziehen, aber immer nur zur Lektüre einiger Seiten kommen.

Der Unterschied, den ich hier zwischen der Erklärung der Entstehung und der des Erfolges mache, ist nicht belanglos. Die *materialistische Geschichtsauffassung*, der ich meine Erwägungen unterordne, enträtselt überhaupt nicht oder doch nur nebenbei die Bildung der Gedanken in irgendeinem vereinzelt Menschenkopfe. Für sie handelt es sich um die Vorstellungen, von denen sich Massen leiten lassen. Unzählige Gelehrte, die über die verschiedensten Fragen nachgrübeln, finden und verkünden täglich Tausende von Antworten. Wirksam aber werden nur die Formeln, die von Massen aufgegriffen, geglaubt und beständig wiederholt werden, weil sie ihren Bedürfnissen entsprechen. Aus dieser Tatsache folgen zwei ganz verschiedene Wege der Forschung. Der eine ist biographisch (lebensgeschichtlich), der andere soziologisch (gesellschaftswissenschaftlich); der eine gibt sich mit dem Einzelmenschen ab, der andere mit Stämmen, Ständen, Klassen, Völkern. Wenn man die *Ideen* eines Gelehrten begreifen will, muß man

sich mit allem, was er erlebt, gesehen und gelesen hat, beschäftigen, natürlich auch mit der Wissenschaft, in der er tätig ist. Wenn man dagegen die *Ideologie* (Gedankenwelt) einer Klasse verstehen will, mögen es Junker, Bürgerliche oder Proletarier sein, dann muß man auf die Bedingungen, unter denen diese Klasse lebt, eingehen. Zuweilen werden Ideologien noch eine Weile weitergeschleppt, obwohl sie eigentlich nicht mehr brauchbar sind. Sie entsprechen den sogenannten Rudimenten (Überbleibseln), nutzlos gewordenen Leibeswerkzeugen, die trotzdem noch gebildet werden, wenn auch meist in verkümmelter Form. Wie der einzelne Mensch mit dem Blinddarm belastet ist, so schleppen sich Klassen und Völker oft noch lange mit Ideologien herum, die sie nicht mehr brauchen können. Dann muß man seinen Blick auf die Zeit richten, in der sie sich herausgebildet haben. Die bloße Tatsache, daß die Formeln, in denen eine Klasse denkt, von einer bestimmten Persönlichkeit herrühren, ist wenig aufschlußreich. Eine gewisse Dankbarkeit wird man immer gegen den hegen, der das erlösende Wort gefunden hat. Der Deutschnationale empfindet sie, wenn er Bismarck, der Proletarier, wenn er Marx, der Demokrat, wenn er Naumann nennt. Man darf diese Dankbarkeit aber nicht so weit übertreiben, daß man behauptet, „Männer machten die Geschichte“. Einzelne Männer sind weder die Schöpfer von Reichen noch die Urheber von Revolutionen. Die großen Staatsmänner sind nur die Vollzieher dessen, was die Massen fordern, und die großen Gelehrten bringen sehr viele Ideen hervor, von denen nur ganz wenige in die Ideologien eines Zeitalters eingehen.

Die von der materialistischen Geschichtsauffassung geforderte Einstellung fällt uns leichter, wenn wir von der betreffenden Persönlichkeit und der Masse, deren Wortführer sie ist, räumlich oder zeitlich recht weit getrennt sind. Es ist durchaus kein Zufall, daß man Spengler im *Auslande* sogleich sehr viel richtiger beurteilte, als das in Deutschland geschah. In England nahm man spöttisch vom „Spenglerismus“ der Deutschen Kenntnis und betrachtete ihn als den Katzenjammer der Nachkriegszeit. Es hatte zur Ideologie der Entente gehört, Friedrich Nietzsches Lehre vom Übermenschen als den Ausdruck der militärischen Machtgelüste Deutschlands zu betrachten, damit Gruseln zu erregen und dieser gottlosen Philosophie etwas geheuchelttes Christentum entgegenzustellen. Jetzt nahm man mit Befriedigung davon Kenntnis, daß auf die Siegesphilosophie Nietzsches die Spenglersche Philosophie der Niederlage gefolgt sei. Auf der anderen Seite machte sich der Sowjetgelehrte *N. Bucharin*¹⁾ über Spengler als Wortführer „der bedrängten deutschen Bourgeoisie“ lustig. England sah also in Spengler den Vertreter seines Volkes, Rußland richtiger den einer bestimmten Klasse.

In Italien unterwarf der Unterrichtsminister *Benedetto Croce* Spenglers Werk einer scharfen Kritik, die 1920 in der „Neuen Zürcher Zeitung“ deutsch erschien.²⁾ Croce ist nicht nur bekannt als entschiedener Gegner der Teil-

¹ Theorie des historischen Materialismus, Deutsch von Fr. Rubiner. 1922 Hamburg 8, Carl Hoym Nachfolger, Louis Cahnbley, S. 145. ² 29. und 30. Juni.

nahme Italiens am Weltkrieg und als einer der wenigen, die heute ihre Stimme gegen Mussolini zu erheben wagen. Er ist vor allem in seinem Heimatlande der gründlichste Kenner Kants, Goethes und Hegels, ein unbedingter Verehrer der deutschen Kultur. Er betrachtete jedoch Spengler nicht als den berufenen Vertreter derselben, sondern als einen Marktschreier. Er warf ihm vor, daß er die Geschichte der Fragen, die er behandle, gar nicht kenne und deshalb jede Halbwahrheit, die ihm einfalle, für eine unerhörte Entdeckung, für eine Offenbarung halte. Spenglers Behauptung, daß jede Kultur entarten und zerfallen muß, ist nach Croces Meinung „einer der ältesten Gedanken der Menschheit“. Unter vielen anderen hat ihn vor zweihundert Jahren der italienische Geschichtsphilosoph Giovanni Battista Vico (1668—1743) vertreten. Er hat genau wie Spengler und, was bei Weissagungen nicht unerheblich ist, sehr viel früher als er verkündet, daß die bürgerliche Zivilisation in Kriegen um die Weltherrschaft untergehen und neuer Barbarei Platz machen werde. Wenn Spengler aber behauptet, daß man den Termin des Unterganges sogar zahlenmäßig festlegen könne, — er gibt uns nur noch zwei Jahrhunderte —, dann weckt das Croces Grimm. Er versichert, darauf könne er als geborener Neapolitaner eigentlich nur „mit den landesüblichen Flüchen“ antworten. Sein Zorn erklärt sich daraus, daß er an den Fortschritt der Menschheit glaubt. Spengler tut das nicht. Diese Kluft ist unüberbrückbar, wie ich noch näher auseinandersetzen werde.¹⁾

Weit mehr noch als in Italien, England und Rußland beschäftigte man sich naturgemäß in Deutschland mit den Gedanken Spenglers. Eine große Rolle spielten sie in den Tageszeitungen, nicht nur im Feuilleton, sondern auch in den Leitartikeln. Eine Flut von Einzelschriften erledigte, wie das gewöhnlich in solchen Fällen geschieht, zunächst die wenig dringliche Aufgabe, Spengler einzelne Irrtümer nachzuweisen. Dann nahmen die Historiker, die Philosophen und bald auch die Politiker zu seinen Hauptgedanken Stellung, in den weitaus meisten Fällen freilich nur zur Untergangsfrage. Der Name war berühmt; jeder wollte irgend etwas über ihn äußern und dadurch die Aufmerksamkeit auf sich selbst lenken. Eine Zeitlang schloß sich an jede öffentliche Versammlung eine von irgendeinem Besucher heraufbeschworene Spenglerdebatte. Die Tagesschriftsteller suchten den Gefeierten persönlich auf, um sich etwas aus seinem Leben erzählen zu lassen. Die wissenschaftlichen Vereine der Großstädte ließen ihn kommen, um Vorträge zu halten. Die Jugendlichen bemerkten den Widerstand der Älteren gegen die neue Lehre und schwuren schon deshalb auf sie. Die Völkischen jubelten, als Spengler 1920 eine Schmähchrift gegen die Novemberrevolution unter dem Titel „*Preußentum und Sozialismus*“ erscheinen ließ. Darin erklärte der neue Prophet den preußischen König Friedrich Wilhelm I. für den Schöpfer des wahren Sozialismus, der mit dem

¹ In Abschnitt 5.

altpreußischen Geiste zusammenfalle. Schon vor Spengler hatten einige Kathedersozialisten ähnliche Behauptungen aufgestellt. Sie betonten den Gegensatz zwischen der Produktionsregelung, die der Sozialismus anstrebt, und dem freien Spiel aller Kräfte, das der Liberalismus fordert. In dem Sinne, den sie dem Worte geben, kann man die mittelalterliche Regelung der Produktion, die Zünfte, sozialistisch nennen. Spengler aber ging noch viel weiter. Für ihn waren Sozialismus und Diszipliniertheit, militärischer Gehorsam, sogar Imperialismus sämtlich wesensverwandt. Nach dieser neuen Ausdrucksweise war es kein Kunststück, die Novemberrevolution aus einer Tat des Sozialismus in einen Verrat am Sozialismus umzutaufen.¹)

Im April 1921 verwarnte sich Spengler in den „*Preußischen Jahrbüchern*“ gegen den Vorwurf, daß er ein Pessimist (Schwarzseher) sei. Er habe zwar die Hoffnung auf einen geistig-künstlerischen Aufstieg zerstört, aber nicht die auf große zivilisatorische Taten. Seine Philosophie sei vielmehr gerade eine für Tatmenschen. Es sei an uns, römische Härte zu zeigen, eiserne Staatsmänner hervorzubringen, in Beton und Stahl zu bauen. Einen Goethe könnten wir der Welt nicht mehr schenken, wohl aber einen Cäsar. Diese Äußerungen Spenglers fielen mit dem Erstarken der Rechtsparteien zusammen. Man erholte sich allmählich von dem Schrecken der Novemberrevolution und sann darüber nach, wie man die verlorene Machtstellung wiedergewinnen könne. Der Kapp-Putsch im Frühjahr 1920 war zwar mißlungen, aber die Verfolgung der Urheber war außerordentlich schlaff. Die völkischen Organisationen breiteten sich immer weiter aus, seit als das Ziel der Bewegung der Kampf gegen den inneren und den äußeren Feind, gegen Marxisten und Franzosen, galt. Der von Spengler verkündete Cäsar schien auch bereits vorhanden: man bezog diese Äußerungen einfach auf Ludendorff. Jedenfalls aber war die Maske gefallen; man wußte jetzt, daß man es mit einem Reaktionär reinsten Wassers zu tun hatte, für den der Begriff Staat einfach mit dem der preußischen Monarchie zusammenfiel. 1922 folgte der längst erwartete zweite Band des „*Unterganges des Abendlandes*“ mit dem Untertitel „*Welthistorische Perspektiven*“ (Ausblicke). Auch er konnte nun nicht mehr mißverstanden werden. Die Hauptgedanken Spenglers liegen heute klar zutage. Man kann sie aufzählen, prüfen und besprechen, ohne fortwährend mit den Zweifeln derer rechnen zu müssen, die sich gern etwas anderes dabei denken möchten. Nicht zu verkennen ist jedoch, daß die neue Lehre viel von ihrem geheimnisvollen Reize verloren hat, seitdem man weiß, was Spengler will. Er kommt bereits langsam aus der Mode.

¹ Näheres darüber in Abschnitt 7.

2. DIE VERBLÜFFENDE ANALOGIE.

Als ein Hauptsatz der Geschichtswissenschaft galt bisher die Überzeugung, daß historische Analogien (Entsprechungen, Gleichförmigkeiten) nur scheinbar sind. Analog nennt man zwei Erscheinungen oder Vorgänge, wenn sie in so vielen Merkmalen übereinstimmen, daß man die abweichenden unbeachtet lassen darf. Ein Beispiel wird die Sache sehr viel deutlicher machen als diese Erklärung. Ich habe z. B. mehrfach erlebt, daß Leute, die mir als Trinker bekannt waren, an der Wassersucht starben. Nun stirbt Herr Schulze, den ich nicht näher kenne, an der Wassersucht. Mir fällt ein, daß er bei einer zufälligen Begegnung vor einigen Jahren auf mich den Eindruck eines Menschen, der sich in angeheitertem Zustande befand, gemacht hat. Sicher werde ich versucht sein, zu glauben, daß Schulze ein Trinker war. So ziehe ich einen *Analogieschluß*. Er ist aber sehr unsicher. Schulze kann durch Vererbung oder durch Überanstrengung herzkrank geworden sein, und die Wassersucht war bei ihm einfach die Folge der Herzschwäche. Er kann an dem Tage, an dem ich ihn für angeheitert hielt, vielmehr bereits krank gewesen sein. Oder er war allerdings angeheitert, aber durch ganz außergewöhnliche Umstände veranlaßt, mehr zu trinken, als er gewöhnt war und vertragen konnte. Vielleicht tat er es unter gesellschaftlichem Zwang auf einer Hochzeit oder bei einem Jubiläum. Vielleicht verlor er gerade deshalb die Haltung, weil er nicht an den Genuß alkoholischer Getränke gewöhnt war, und ich beurteile ihn ganz falsch, wenn ich ihn zum Gewohnheitstrinker stempeln. Die lieben Nächsten glauben in solchen Fällen bekanntlich niemals an die Einmaligkeit des Falles. Der gute Ruf eines jungen Mädchens, das einmal beim Küssen ertappt worden ist, läßt sich kaum wiederherstellen. Ein großer Teil der übeln Nachrede, die das gesellschaftliche Leben vergiftet, beruht auf übereilten Analogieschlüssen, auf gewissenloser Verallgemeinerung von Einzelbeobachtungen.

Eine ähnliche Rolle spielen verkehrte Analogien in der Beurteilung *politischer* Vorgänge. Auf die erste französische Revolution folgte die Militärmonarchie Napoleons I., auf die dritte die Napoleons III. Die Gründe waren ganz verschiedener Natur; auch ist Napoleon I. ein Bauernkaiser gewesen, sein Neffe dagegen ein Beauftragter der Kreise, die sich gewöhnlich die wirtschaftlich führenden nennen, also ein Industrie- und Finanzherrscher. Wenn man aber nicht genau hinsieht — und das gehört zum Analogieschluß —, dann kann man daraus die Regel ableiten: „Revolutionen enden mit Militärmonarchien“. Dieser Satz hat etwas Bestechendes für alle die Leute, denen daran liegt, die republikanische Staatsform als eine bloße Übergangerscheinung zu verdächtigen. Sie vergessen dabei die Schweiz, die Vereinigten Staaten und Südamerika. Sie tun es, weil sie dauerhafte Republiken einfach nicht sehen wollen. Sonst müßten sie es ja aufgeben, auf der Analogie mit der französischen Entwicklung herumzureiten! Sie warten seit 1871, also seit einem halben Jahrhundert, auf die

dritte französische Militärmonarchie. Gelegentlich helfen sie sich auch mit der Behauptung, daß Frankreich längst eine verkappte Monarchie sei. Wenn das gerade nicht einleuchtet, weil Poincaré von Herriot abgelöst worden ist, reden sie über etwas anderes und warten auf bessere Zeiten. Sie gaben sich alle Mühe, uns zu beweisen, daß auch Sowjetrußland eigentlich eine Militärmonarchie sei, und nannten Lenin den roten Zaren. Seit seinem Tode sind sie in einiger Verlegenheit, weil sie noch nicht wissen, welchem von seinen Nachfolgern sie den Titel beilegen sollen. Dieselben Leute waren vor Freude außer sich, als das Auftreten Mussolinis in Italien ihre Regel zu bestätigen schien. Seitdem warten sie gespannt auf den Augenblick, in dem dasselbe in Deutschland erfolgen soll.

Sehr gern berufen sich diese *Analogiegläubigen* auf Bismarck. Er spricht mit starrer Rechthaberei¹⁾ von dem „in irgendeiner Form bevorstehenden Kampf zwischen den beiden europäischen Richtungen, die Napoleon die republikanische und die kosakische genannt hat“. Natürlich nennt der konservative Führer sie anders, nämlich „einerseits das System der Ordnung auf monarchischer Grundlage, andererseits die soziale Republik“. Diese herrscht nach der Meinung Bismarcks nur so lange, „bis die Unerträglichkeit der dadurch geschaffenen Zustände die enttäuschte Bevölkerung für gewaltsame Rückkehr zu monarchistischen Institutionen in cäsarischer Form empfänglich macht“. Als der gestürzte Kanzler diesen Satz niederschrieb, sah er sich bereits genötigt, nur von „europäischen Richtungen“ zu reden, weil die überseeische Welt schon ganz anders aussah. Noch 1914 konnte man mit einem Schein von Recht an Bismarcks Behauptung festhalten; denn damals waren unter 26 europäischen Staaten immer noch 21 Monarchien und nur fünf Republiken. Zehn Jahre später hatten sich die Verhältnisse gründlich geändert. Die Zahl der europäischen Staaten war auf 55 angewachsen, aber von ihnen leisteten sich nur noch 14 den Luxus einer monarchischen Spitze. Heute haben 21 europäische Staaten die Republik, und trotzdem soll sie eine bloße Übergangserscheinung sein? Es gehört heute wohl keine besondere Kühnheit mehr dazu, den Bismarckschen Analogieschluß für verfehlt zu erklären. Wenn die Formel: „Die Republik ist der Übergang zum Cäsarismus“, heute noch Anhänger hat, dann lassen sie sich lediglich von ihren Wünschen leiten, nicht von der Beobachtung der Tatsachen.

In Wahrheit hat die erste französische Revolution mit der Militärmonarchie geendet, weil sie durch den jahrzehntelangen Kampf, den sie gegen das monarchische Europa zu führen hatte, allmählich militarisiert wurde. Unter diesen Verhältnissen mußte diese Revolution mit der Machtergreifung durch einen siegreichen General enden; wenn sich die Umstände ändern, ist der Fall nicht analog. Nun besteht die menschliche Geschichte in einem beständigen Wandel der Umstände. Deshalb warnen gerade die

¹⁾ Gedanken und Erinnerungen. Kapitel 29, Anfang.

Historiker vor Analogieschlüssen. Manche Leute schütteln den Kopf, wenn sie das hören, und antworten, dann sei die Beschäftigung mit der Vergangenheit sinnlos und zwecklos. Man brauche keine Geschichte zu treiben, wenn man nichts aus ihr lernen könne. Der Unbewanderte glaubt nämlich, die Geschichte sei gewissermaßen ein Torheitenregister, eine Aufzählung der Dummheiten, die von den Menschen bei verschiedenen Gelegenheiten gemacht worden sind. Erkenne man nun, daß man sich in einer Lage befinde, in der gewöhnlich eine bestimmte Dummheit gemacht werde, dann könne man sie vermeiden. Diese Möglichkeit wird in der Regel als der Nutzen der Geschichte bezeichnet. Von derselben Betrachtungsweise gehen unsere Tageszeitungen aus. Sie veröffentlichen vor wichtigen Entscheidungen Warnungsaufsätze, in denen sie auf analoge Fälle hinweisen. Dann bestreiten die Blätter der Gegenpartei in ihren Erwidern sofort die Analogie. Sie behaupten, die Sache läge diesmal ganz anders. Dieses Spiel ist in der Tat weder geistlos noch unnützlich. Man kommt dabei allerdings häufig, obwohl man von der Ähnlichkeit ausgeht, schließlich bei der richtigen Erkenntnis der Abweichungen an. Jedenfalls gelangt man auf diesem Wege zu einer sehr genauen Betrachtung des Sachverhalts, und das ist immer ein Vorteil.

Manche Geschichtsschreiber sind bereit, dem Analogieschlusse einen beschränkten Wert zuzugestehen. Einerseits weisen sie darauf hin, daß eine Deutung von Ausgrabungen aus Zeiten, über die wir überhaupt keine schriftliche Überlieferung besitzen, immer nur auf diesem Wege möglich ist. Man vergleicht Funde der Steinzeit mit den Lebensgewohnheiten primitiver Völker, die es noch heute gibt. Es ist freilich klar, daß der Analogieschluß auch hier keine völlig sicheren Ergebnisse liefert. Andererseits glaubt man, daß in modernen Staaten die Verhältnisse häufig so ähnlich liegen, daß man mit Analogieschlüssen arbeiten kann. Das Wachsen der Großindustrie läßt immer den Augenblick kommen, in dem der ländliche Grundbesitz für seine Existenz fürchtet und Kornzölle verlangt. Die englische Geschichte der ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts scheint sich in den letzten desselben Jahrhunderts auf deutschem Boden zu wiederholen. Es sind immerhin Unterschiede da, weil die Macht der Junker in Preußen viel größer war als in England. Eine starke Ähnlichkeit wird in solchen *wirtschaftlichen* Entwicklungen aber kaum bestritten werden können. In der Tat verzichtet bei den Debatten über Steuern und Zölle und deren voraussichtliche Wirkung auf die weitere Entwicklung der Wirtschaft auch niemand darauf, analoge Fälle aus der deutschen, englischen und amerikanischen Geschichte heranzuziehen.

Dagegen macht es sofort einen albernem Eindruck, wenn bei einer solchen Gelegenheit der griechische Gesetzgeber Solon oder der römische Kaiser Diokletian aus seinem Grabe heraufbeimht wird. Die meisten Zuhörer versichern dann gähnend: „Ja schon Adam!“ und hören einfach nicht länger zu. Fast alle Historiker warnen vor jedem Vergleiche zwischen *Altertum*

und Neuzeit. Die Sklavenwirtschaft wird gewöhnlich als der grundlegende Unterschied betrachtet; es fragt sich aber, ob die Änderung der Produktionsmethoden, die wir seit der Anwendung der Kohle erleben, nicht ebenso wichtig ist. Unser ganzes Leben ist durch Eisenbahn und Dampfschiff, Fernsprecher und Rundfunk, Zeitungsdruck und Kino einfach mit dem des Altertums unvergleichbar geworden. Eine sogenannte Demokratie von Bürgern, die rechtlose Sklaven für sich arbeiten lassen, ist für unsere Begriffe einfach ein Junkertum und hat jedenfalls nichts Verwandtes mit dem modernen Parlamentarismus, der von der Presse unzertrennlich ist. Besonders gefährlich sind demnach Analogieschlüsse, die sich auf angeblichen Ähnlichkeiten zwischen antiken und modernen Erscheinungen aufbauen.

Spengler aber zieht gerade solche Schlüsse. Er verkündet wörtlich: „Das Mittel, lebendige Formen zu verstehen, ist die Analogie“. Er vergleicht unsere Zeit mit dem Altertum und kommt zu dem Ergebnis, daß wir jetzt in einer Epoche leben, die dem *Spätromertum* entspricht. Damals schrie man nach Brot und Spielen; heute hat man nur Interesse für Lohnfragen und Sportplätze. Der Redekunst des Altertums entspricht unsere Tagespresse, der römischen Weltherrschaft der Imperialismus, der sich im Weltkrieg austobte. „Der Imperialismus,“ sagt Spengler, „ist ein so notwendiges Ergebnis jeder Zivilisation, daß er ein Volk im Nacken packt und in die Herrenrolle stößt, wenn es sie zu spielen sich weigert“. Bis zur Schlacht bei Actium (31 v. Chr.) finden wir im Altertume Kriege mit Massenheeren und zugleich furchtbare soziale Erschütterungen: „Es ist das Schicksal der westeuropäisch-amerikanischen Welt im 19. und 20. Jahrhundert.“ Vernichtung ist der einzige Trieb, und *Cäsarismus* das einzige Ergebnis.

Croce nennt Spenglers Versuch, uns auf Grund dieser anfechtbaren Ähnlichkeiten das Schicksal der Römer zu prophezeien, grob Scharlatanismus. Er leugnet, daß wir dem Despotismus verfallen müssen: „Wir müssen nicht, denn wir wissen, daß wir das nicht wollen“. Dazwischen steht das, was Croce das Schöpferische und noch deutlicher Müller-Lyer das Bewußtwerden der Kulturbewegung nennt. Viele Jahrtausende lang sind zweifellos die Fortschritte in Ernährung, Bekleidung, Ausrüstung und Wohnung in wenig zielbewußter Weise gemacht worden. Noch viel später hat man angefangen, über die zweckmäßigste Form der gesellschaftlichen Organisation nachzudenken. Jetzt aber sieht sich die Menschheit bei ihrem Werke zu. Sie weiß, was sie tut, und ist deshalb viel weniger der Gefahr des Rückfalls in die Barbarei ausgesetzt als früher. Man braucht nur an das große Gebiet der *Technik* zu denken, um diesen Unterschied zu begreifen. Eine weitere Taschenspielerlei des Analogienmystikers besteht darin, daß er gerade dieses Gebiet von der Kultur zu trennen sucht.

3. KULTUR UND ZIVILISATION.

Nach Spenglers Auffassung bildet die griechisch-römische Entwicklung eine große Einheit, aber die Griechen sind der hochwertige Teil, die Römer der *mindernwertige*. Die Griechen haben Kultur, die Römer nur Zivilisation. Die griechische Kultur meißelt Götterbilder, ersinnt philosophische Systeme und dichtet Trauerspiele. Die römische Zivilisation baut Grenzwälle, Wasserleitungen und Landstraßen. Die große Frage, ob eine noch heute benutzbare Römerstraße nicht wertvoller ist als ein Theaterstück, das nur noch in Schulstuben gelesen und dabei gewöhnlich gründlich mißverstanden wird, wirft Spengler gar nicht auf. Für ihn ist es selbstverständlich, daß eine Dichtung eine Kulturoffenbarung und eine Landstraße ein seelenloses Stück Zivilisation ist. Es dient niederen Bedürfnissen und hat keinen Anspruch auf Beachtung. Die Straße braucht aber jeder, auch der begeisterte Zuschauer, der ins Theater geht, und selbst dieses Theater muß erst gebaut werden, muß nach technischen Regeln von vermutlich sehr nüchtern denkenden Baumeistern hergestellt werden, ehe man darin erhabene Trauerspiele aufführen kann. Gewiß können statt dessen auch begeisterte Wilde mit Fackeln in eine Höhle ziehen und dort einen Maskentanz aufführen. Vielleicht findet Spengler auch darin schon Seelenoffenbarung und Kultur; vielleicht ist schon das Bauen von Schauspielhäusern ein Herabsteigen zur Zivilisation.

Es gibt Stellen in Spenglers Büchern, die so gewagten Behauptungen nahe kommen. Aber in seiner Zergliederung der antiken und der modernen Kultur legt er die Grenze in eine viel spätere Zeit, in die der großen Römerbauten und ins neunzehnte Jahrhundert. Die Zivilisation ist nach seiner Meinung das unausweichliche Schicksal jeder großen Kultur; sie ist der Untergang des Abendlandes, den wir jetzt erleben. Man darf bei dem Worte nicht an etwas Geräuschvolles, an Krachen und Einsturz denken, sondern nur an eine *Veräußerlichung* des ganzen Lebens. Nicht etwa seit 1914, sondern schon seit einem Jahrhundert sind wir Verfallszeitler. Wir ziehen Telegraphenleitungen, bauen Riesenbahnhöfe, durchfliegen und durchfunkten die Lüfte und sind auch noch stolz darauf. Wir Toren sind so mit Blindheit geschlagen, daß wir das für lebendige Kultur halten, während es in Wahrheit nichts als tote Zivilisation ist. Ein anderes Verfallszeichen ist die fortwährende Betonung des Wirtschaftlichen. Über die griechische Kultur kann man nach Spenglers wenig einleuchtender Behauptung reden, ohne ein Wort über das Wirtschaftliche zu verlieren. Dagegen sagt er, und darin hat er sicherlich recht, man müsse es fortwährend heranziehen, wenn man von den Römern oder von unserer Zeit spricht.

Ein weiteres Zeichen des Herabsinkens zur Zivilisation ist der Imperialismus, der Drang, Weltreiche zu errichten. Mit ihm sind solche Erscheinungen, wie der *Weltkrieg*, aufs engste verbunden. Nun haben nicht nur

die Pazifisten, sondern eigentlich alle vernünftigen Menschen längst gesagt, daß der Weltkrieg der Bankrott der Kultur sei. Aber Spengler ist durchaus kein Pazifist. Vielmehr ist für ihn der Krieg „der Schöpfer aller großen Dinge“. Er sagt in einem Stile, der unmittelbar an Hegel erinnert: „Ein Volk ist wirklich nur in bezug auf andere Völker. Aber das natürliche rassenhafte Verhältnis zwischen ihnen ist eben deshalb der Krieg“. Das mag Rassegläubigen ohne weiteres einleuchten. Die älteren Kriege, der Kampf der Griechen bei Thermopylä und noch der Friedrichs II. bei Roßbach, sind für Spengler Kulturerscheinungen. Der Weltkrieg ist ihm nur verhaßt, weil in ihm die Technik die ausschlaggebende Rolle gespielt hat. Solange man Schwerter schwingt, Speere schleudert und Reiterangriffe macht, ist die Sache Kultur. Materialschlachten, Minensprengungen, U-Boote, Fliegerangriffe und Tankgeschwader sind dagegen Technik, sind Zivilisation.

Diese ganze Unterscheidung von Kultur und Zivilisation ist eine einzige große Künstlichkeit. Das Ausland hat diesen Unterschied nie gemacht, sondern das Wort Zivilisation für die Innen- und die Außenkultur, deren Entwicklung Hand in Hand geht, gebraucht. Die französischen Nationalisten pflegen zu versichern, daß Frankreich „an der Spitze der Zivilisation marschiert“. Der tiefste Grund dafür, daß man überhaupt einen solchen Unterschied macht, ist die jedem Sozialisten geläufige Tatsache, daß die Schöpfer und tätigen Arbeiter der Zivilisation sehr häufig einer anderen Klasse angehören als ihre Nutznießer. Die Kulturgüter oder Errungenschaften der Zivilisation stehen häufig bequemen Erben in reicher Fülle zu Gebote, während neben ihnen geistig hochstehende Menschen darben. Diese Folge der verkehrten Gesellschaftsordnung betrifft nicht nur einzelne, sondern ganze Klassen und zuweilen ganze Völker. Deutschland ist infolge seiner Lage in der Mitte Europas häufig durch Kriege verarmt und verelendet, während sich gleichzeitig Reste der Vorkriegskultur hielten. Das Bild eines geistig hochstehenden Menschen, der in sehr dürftigen Umständen lebt, bieten z. B. Kant, Schiller, G. A. Bürger, Karl Marx und viele andere. Daraus haben verstiegene Idealisten eine Art von Regel gemacht, nach der es im Wesen des Genies liegt, in einer Dachkammer zu wohnen und vom Hunger geplagt zu werden. Man findet das schließlich ganz in der Ordnung und fühlt sich nicht gedrungen, dieses schreiende *Mißverhältnis* abzustellen. In der Tat ist es viel bequemer, erbauliche Betrachtungen über seelischen Reichtum bei äußerer Armut vom Stapel zu lassen. Aus dieser Einstellung kommt man zu der Meinung, daß Geist und Behaglichkeit, Schöpferkraft und gesicherte Lebenslage, Weisheit und technischer Fortschritt nicht zusammengehören, sondern Gegensätze bilden. Diese bringt man auf die Formel Kultur und Zivilisation. Daraus haben sich immer wieder sehr unfruchtbare Streitigkeiten über die Grenzen beider Begriffe entwickelt. Natürlich gibt es Leute, denen solche Wortgefechte Vergnügen machen. Sie können stundenlang darüber streiten, ob die Schmuckplätze der Großstädte sämtlich oder teilweise zur Kultur oder zur Zivilisation gehören, je

nachdem, ob sie vorzugsweise gesundheitlichen Bedürfnissen oder der Befriedigung des Schönheitssinnes dienen.

Als in der Inflationszeit die elektrischen Straßenbahnen den Verkehr einstellten und die Badeanstalten geschlossen wurden, war das für die Anhänger Spenglers nur eine Stockung der Zivilisation, für vernünftige Menschen dagegen ein kultureller Niedergang. Wir sind stolz auf unsere *Großstädte*, die Spengler als tote Steinwüsten betrachtet, etwa so, wie der märkische Grundbesitzer verächtlich von dem „Wasserkopf Berlin“ redet oder der rheinische Frankfurt als „Kolonie Rothschild“ ablehnt. „Der Steinkoloß Weltstadt,“ sagt Spengler, „steht am Ende des Lebenslaufes einer jeden großen Kultur.“ Er meint, wir würden lange nach dem Jahre 2000 Stadtanlagen für zehn bis zwanzig Millionen Menschen haben. Ihre Größe zeigt aber nur an, wie gründlich es mit der Kultur vorbei ist. Uns erscheint jede Erleichterung der materiellen Lebensbedingungen als ein Kulturfortschritt, ihm — als eine Entartung der Kultur zur Zivilisation.

Natürlich ist Spengler auch ein erbitterter Gegner der *materialistischen Geschichtsauffassung*. Sie ist ihm einfach zu nüchtern, zu wenig tief-sinnig, erhaben, mystisch und romantisch. Er meint, sie entspreche dem Denken von Großstadtmenschen, für die Kunst und Religion nur noch Schatten sind. Mit der Religion mag das seine Richtigkeit haben; über die Kunstpflege auf dem platten Lande aber kann man gewiß anderer Meinung sein. Die Stärke unserer Großgrundbesitzer ist die Kultur nie gewesen; sie waren nie die Sammler von Bibliotheken, Bildsäulen und Gemälden. Und der Kunstsinn der einfachen Bauern? Über ihn kann man erbauliche Betrachtungen auf Dorffriedhöfen anstellen. In den deutschen Bauer hat man überhaupt seit etwa vierzig Jahren alles Mögliche hineinphantasiert. *August Julius Langbehn* (1851—1907) machte zwar nicht den Anfang, bezeichnet aber einen ersten Höhepunkt dieser literarischen Bewegung, die eng mit dem Kampf um die Kornzölle zusammenhängt, mit seinem Buche „Rembrandt als Erzieher“ (1890). Da wird Homer als griechischer, Rembrandt als niederdeutscher Bauer verherrlicht, werden Bauerngefühl und Heimatsgefühl für ein und dasselbe erklärt, wird natürlich auch in Bismarcks Politik der Bauerngeist entdeckt. Wenn Spengler über städtischen und ländlichen Geist redet, sehen seine Gedankengänge denen des „Rembrandtdeutschen“ ungemein ähnlich.

Zum materialistischen Großstadtdenken rechnet Spengler auch den *Darwinismus*. Er behauptet, er sei nur die Übertragung parteipolitischer Plattheiten — soll heißen: revolutionärer Gedanken — auf die Erscheinungen der Tierwelt, im übrigen eine echte Zivilisationserscheinung: „Das Wesen aller Kultur ist Religion, folglich ist das Wesen aller Zivilisation Irr-Religion.“ Sie sucht das Seelische auf materielle Ursachen zurückzuführen. Spengler behauptet, Büchner und Haeckel hätten den Darwinismus in besonders platter Fassung für den deutschen Spießbürger zugerichtet. Für den deutschen Spießbürger? Aber dieser fürchtet sich ja vor nichts so sehr

als vor dem Verdachte, für einen Materialisten gehalten zu werden! Er weiß zwar nicht recht, was das ist, aber ihm stehen bei dem Worte die Haare zu Berge. Er denkt dabei an geschlechtliche Ausschweifungen, üppige Gastmähler und durchzechte Nächte ohne den moralischen Katzenjammer, den er pflichtgemäß erledigt, wenn er einmal vom breiten Wege des Üblichen abgewichen ist. Der Materialismus ist für den Spießbürger die vollendete Ruchlosigkeit, die schlechthin verbrecherische Weltanschauung, über die von rechtswegen gar nichts gedruckt werden dürfte. Es ist wieder nichts als Taschenspielerlei, wenn Spengler den Materialismus verächtlich zu machen sucht, indem er ihn zur Gedankenwelt des Spießbürgers, in die er niemals eingedrungen ist, rechnet.

4. SEELE UND VERSTAND.

Der Kultur entspricht nach Spenglers Meinung die Seele, der Zivilisation der Verstand. In der griechischen Kultur offenbart sich die griechische Seele; in der römischen Zivilisation betätigt sich der römische Intellekt. Die Römer sind Barbaren, die einen großen Aufschwung beschließen: ebenso wir. Dieses *sehnsuchtsvolle Zurückblicken* nach einer Zeit, in der angeblich höhere seelische Werte im Umlaufe waren, ist nicht erst von Spengler in Mode gebracht worden. Es hat schon im Altertum eine Rolle gespielt. Man erzählte vom goldenen Zeitalter¹⁾ oder träumte sich in die angeblichen Gefühle unschuldiger Hirten hinein. Das biblische Märchen von der verlorenen Glückseligkeit der ersten Menschen nimmt in neuerer Zeit die Form an, daß man den Sündenfall in der Ausbildung der Technik, im Versuche der Naturbeherrschung, in der übertriebenen Bewertung der menschlichen Kräfte gegenüber den Naturgewalten sieht. Man hat ihnen zu lange hilflos gegenübergestanden, als daß man plötzlich glauben könnte, es sei möglich, mit ihnen fertig zu werden. Diese Stimmung erfährt eine ungeheure Verstärkung, wenn die wirtschaftlichen Kämpfe sich verschärfen und zahlreiche Opfer fordern. Die Unterliegenden können den Verlauf nicht übersehen und haben nur das Gefühl, daß es in der Welt nicht mehr mit rechten Dingen zugeht. Sie hungern, während Lebensmittel im Überflusse da sind. In einem späteren Stadium der Entwicklung macht man positive Vorschläge, wie dem abzuhelpen sei. Zunächst richtet man seinen Blick in die Vergangenheit und wiederholt in einer neuen Form das Märchen vom Paradies, vom goldenen Zeitalter. Aus diesen Gefühlserlebnissen heraus ruft das achtzehnte Jahrhundert mit Rousseaus Stimme: „Zurück zur Natur!“ Diese Rückkehr erfolgt keineswegs; wohl aber befreit die erste französische Revolution das Bürgertum und macht die Bahn für den Kapitalismus frei. Die durch diese Entwicklung bedrohten Stände blicken sehnsuchtsvoll nach dem Zeitalter zurück, in dem sie unbestrittene Herren waren. Um 1820 schwärmen die *Romantiker* aller Völker vom Mittelalter. Die führenden Geister der Romantik sind, wie das in der Natur der Sache liegt, zum großen Teil Adlige, aber es gibt auch Bürger, die sich anstecken lassen. Sie sind sogar häufig die gewandteren Philosophen und die besseren Dichter, weil das Heraufkommen ihrer Klasse zu einer Schulung der Intelligenz geführt hat, die dem Adel abgeht.

Die Ausdrucksweise, in der man sich für die Vergangenheit und gegen die Gegenwart erklärt, hat im Laufe dieser Entwicklung stark gewechselt. Rousseau nannte die Vergangenheit Natur und die verdorbene Gegenwart Kultur. Spengler nennt gerade die seelenvolle Vergangenheit Kultur und die seelenlose Gegenwart Zivilisation. Auf das Wort kommt nichts an, aber

¹ M. Beer, Allgemeine Geschichte des Sozialismus. I. Altertum. 4. Auflage. Berlin SW 68, Verlag für Sozialwissenschaft, 1922. S. 11, 91-94.

der Gedankengang ist eine Ungeheuerlichkeit. Es gehört viel Mut zu der Behauptung, daß dem äußerlichen Fortschritt häufig ein seelischer Rückgang entspreche. Voltaire und Kant hätte man kaum davon überzeugen können, daß die höheren Gefühle im Zeitalter der Verstandesbildung immer seltener werden. Man ist heute sehr stolz darauf, daß man über größere historische Kenntnisse verfügt als die Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts, aber man macht nicht den richtigen Gebrauch von diesen Kenntnissen. Man denkt an Schlösser und Burgen, Romfahrten und Kreuzzüge, jagende Ritter und Turniere, Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach, wenn man vom Mittelalter redet. Man vergift die gequälten Hörigen, die gefolterten Ketzer und die verbrannten Hexen. Kommen die romantischen Sehnsuchtsgefühle einiger Stimmungsmenschen, die sich nicht in ihre Zeit finden können, gegenüber dem Jammer eines einzigen dieser Opfer überhaupt in Betracht? Jeder fühlt sich als Heinrich der Löwe, wenn vom Mittelalter die Rede ist, statt sich zu überlegen, daß er von diesem gefeierten Helden vielleicht an einen Baum gehängt worden wäre, wenn er damals gelebt hätte. Die hysterischen Seufzer weltfremder Schwärmer sind in Wahrheit ein Zeichen von *Zurückgebliebenheit*. Früher sah man sie weichen Backfischen und nervösen Jünglingen nach; heute sind Erwachsene auf sie stolz, statt sich ihrer zu schämen. Man versichert strahlenden Auges, daß man mit der Jugend jung bleiben wolle, und versteht darunter ein ewiges Primanertum, ein Hängenbleiben in Pubertätsstimmungen. Vielleicht ist es nicht möglich, den Siebzehnjährigen ihre Romantik zu nehmen. Mich dünkt aber, daß man sie dann wenigstens auf andere Felder lenken kann als auf das Mittelalter. Erwachsene sollten sich gänzlich von der Modetorheit freimachen, den gesunden Menschenverstand zu verleugnen. Er ist nicht so verbreitet, wie manche glauben, die sich schon deshalb seiner schämen. Auf demselben Blatt steht die tiefe Ergriffenheit, mit der man vom „Dämonischen“ im Wesen Napoleons, Goethes oder Bismarcks redet. Der Glaube an Dämonen, die von einzelnen Persönlichkeiten Besitz ergreifen und ihnen ungeheure Macht über die anderen Menschen verleihen, ist ein Kennzeichen primitiver Religionen. Er paßt sich einfach nicht für uns. Man soll ihn den Eskimos und Australnegern überlassen.

Spenglers Glaubensbekenntnis lautet in seiner von Fremdwörtern wimmelnden Sprache: „Der Mythos ist ein ländliches, die Physik das entsprechende städtische Phänomen. Sie verwandelt eine durchseelte Welt in ein intellektuelles System, Symbole in Begriffe, Gottheiten in Theorien, Ahnungen in Hypothesen.“ Auf deutsch heißt das etwa: „Der Götterglaube herrscht auf dem Lande, die Wissenschaft in der Stadt. Die *Stadtmenschen* verwandeln alles Seelische in Verstandeswerk, bedeutungsvolle Bilder in Begriffe, Gottheiten in wissenschaftliche Lehrsätze, Ahnungen in Annahmen, die ständig nachgeprüft und abgeändert werden können.“ — Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Schilderung wirklich zuträfe. Dann würden nämlich alle Be-

wohner von Städten wissenschaftlich geschulte Freidenker sein, was zur Zeit bekanntlich nicht der Fall ist. Aber nach Spenglers Meinung wäre das kein Fortschritt, sondern einfach der Tod des Seelischen. Dieser Mystiker hält den Götterglauben für wertvoller als die Wissenschaft, das Bild für wertvoller als den Begriff, die dunkle Ahnung des Priesters oder Dichters für wertvoller als die zu praktischen Zwecken geschaffene Annahme des Forschers. Der dankbare Grieche, der nach überstandener Seefahrt in den Tempel des Meeresgottes eilt, und der gläubige Ritter, der am Strande vor dem Kreuzgriff seines in den Sand gepflanzten Schwertes niederkniet, sind nach der Auffassung Spenglers Kulturmenschen. Dagegen ist der Berliner, der nach England fährt und auf der Landungsbrücke seine Uhr nach der Ortszeit stellt, ein seelenloser Zivilisationsmensch ohne Weltgefühl, ohne Ahnungen und ohne Gottheiten.

Die Unterscheidung von Seele und Verstand ist ebenso grundfalsch wie die von Kultur und Zivilisation. Je mehr auf der Erde verstandesmäßig geregelt wird, desto kultivierter ist sie. Wie jeder von uns um so höher steht, je bewußter er sein Triebleben regelt, statt sich von Liebe und Haß, Zorn und Schrecken hin und her schleudern zu lassen, so gilt dasselbe auch von Völkern und Zeitaltern. Aber Spengler glaubt überhaupt nicht an ein Fortschreiten zur Humanität. Er kennt nur einzelne Völker, einzelne Kulturen. Die *Menschheit* ist ihm ein leeres Wort.

5. KULTURSEELN UND FORTSCHRITT.

Der Glaube an den Fortschritt stützt sich von jeher besonders auf die Durchmusterung der Technik. Die ältesten Zeiten bezeichnen wir überhaupt einfach nach dem Stoff, aus dem die *Werkzeuge* hergestellt wurden. Wir reden von der Steinzeit, der Bronzezeit usw. Dann unterscheidet man das Zeitalter der Jäger von dem der Ackerbauer, redet von einer Epoche der Erfindungen und Entdeckungen, schließlich von einer des Dampfes und der Elektrizität. Es ist vollkommen klar, daß dieser Fortschritt durchaus international ist. Wenn wir uns in eine Buchdruckerei begeben, können wir nicht ohne weiteres das, was wir sehen, als ein Erzeugnis deutschen Erfindungsgeistes bezeichnen. Es geschieht häufig genug, aber es ist falsch. Gutenberg hat wohl den Druck mit beweglichen Lettern erfunden, aber weder er noch überhaupt ein Deutscher, den Zeilenguß oder die Rotationspresse. Die ganze Menschheit arbeitet an einem riesigen gemeinsamen Werke; es ist durch nichts aufzuhalten, nicht einmal durch die Kriege, in denen sich die Kulturvölker zerfleischen. Ist Europa zeitweilig erschöpft, dann arbeitet Amerika weiter oder Australien oder Südafrika. Die Gefahr einer Kulturvernichtung ist ausgeschlossen, solange die Erde Bewohner hat. Es gibt nur örtlichen Stillstand, keinen allgemeinen.

Ähnlich sieht es in der *Politik* aus. Die Entwicklung geht dahin, die Rechte aller immer weiter auszudehnen. England hatte schon sehr früh ein Parlament, aber es war jahrhundertlang nur eine Junkerversammlung. Es war eine solche zur Zeit Cromwells wie zu der Zeit Pitts, im 17. wie im 18., sogar bis ins 19. Jahrhundert hinein. Als sie endlich einer nach allgemeinem Stimmrecht gewählten Volksvertretung Platz machte, waren andere Staaten bereits viel weiter. England tat zwar sehr früh den entscheidenden Schritt zum Parlamentarismus, ließ dann aber lange Zeiträume zwischen seinen Wahlrechtsänderungen verstreichen, während seine Nachahmer viel rascher voringen. Die verschiedensten Völker hatten den Deutschen vorgearbeitet, als diese das Proportionalwahlrecht und das Frauenstimmrecht einführten. Die Reaktionäre nennen jedes rasche Vorgehen unorganisch oder unnatürlich. In Wahrheit tun die Völker in diesem Falle dasselbe wie die afrikanischen Stämme, die noch Steinwerkzeuge hatten, als die Europäer kamen. Die Neger übernahmen sehr gern die eisernen, statt zunächst um bronzene zu bitten, weil sie ihre Bronzezeit noch gar nicht durchgemacht hätten. Wenn sie das getan hätten, dann würde ihr Verhalten dem entsprechen, was man auf der Rechten die Anknüpfung an das historisch Gewordene oder die Wahrung der Kontinuität (des Zusammenhanges) zu nennen pflegt. Der gleiche Fall würde vorliegen, wenn jeder sich verpflichtet fühlte, in seinem Hause die ganze Geschichte der Beleuchtungsindustrie zu wiederholen. Man dürfte grundsätzlich vom Petroleum nur zum Gas übergehen und erst von diesem zur Elektrizität. Auf diesen Gebieten scheut in Wahrheit niemand den berühmten „Bruch

in der Entwicklung“. Es ist das ein Begriff, der von den Konservativen zur *Verlangsamung* des Fortschritts erfunden worden ist. Er wird nur auf politischem Gebiete verwandt, um zu verschleiern, daß in Wahrheit auch dort alles international ist. Das römische Forum, Cromwells Parlament, die amerikanische Unabhängigkeitserklärung, der Schwur im Ballhause, die Paulskirche und die Weimarer Nationalversammlung sind Punkte einer Linie, die ihren Endpunkt noch lange nicht erreicht hat.

Ahnlich wie mit der Politik und mit der Technik steht es mit dem *Gerichtsverfahren*. Vor vierhundert Jahren gab es vermutlich auf der ganzen Erde kein Volk, das die Folter nicht anwandte. Heute geht ein Schrei des Entsetzens durch die Menschheit, wenn die Folter wieder auftaucht. Nirgendwo kann sie sich auf die Dauer behaupten. Wer für diesen Fortschritt keinen Sinn hat, dem sollte man doch in der leichtesten Form und nur auf ganz kurze Zeit einmal Daumenschrauben anlegen. Er würde dann vielleicht einige Achtung vor der Aufklärung bekommen, zu deren schönsten Errungenschaften die Abschaffung der Folter gehört. Hoffentlich redet man in zweihundert Jahren so vom Kriege und von der Todesstrafe, wie ich hier von der Folter gesprochen habe. Gemildert ist die Todesstrafe heute schon überall. Niemand wagt mehr, verurteilte Verbrecher der Vivisektion (der Zerlegung bei lebendigem Leibe zu wissenschaftlichen Zwecken) zu unterwerfen; man streitet sogar schon darüber, in welchen Fällen sich der Mensch einem Tiere gegenüber so weit vergehen darf. Auf andere Gebiete, wie die nur ganz allmählich frei gewordene Presse, die Ansätze zur Bildung eines internationalen Arbeitsrechts usw. brauche ich nicht erst einzugehen. Jeder vernünftige Mensch ist davon überzeugt, daß der Fortschritt *international* ist.

Aber Spengler ist vom Gegenteil überzeugt. Er leugnet rundweg die Übertragbarkeit der Kultur. Nach seiner Meinung kann man nur eine Zivilisation übernehmen. Gerade hier wirkt sich der Unterschied aus, den er zwischen den beiden Begriffen macht. Man kann Maschinen einführen; man kann sogar lernen, sie selbst zu bauen. Mit Kultur hat das nichts zu tun, weil es sich dabei nicht um seelische Werte handelt. Jede Kultur ist an bestimmte Völker und Landschaften gebunden und kann gar nicht verpflanzt werden. Sie ist ein Organismus, dessen Lebensgeschichte der Kulturhistoriker schreibt. Jede Kultur bringt in ihren Kunstschöpfungen, in ihrer Philosophie und Religion ihr Weltgefühl zum Ausdruck. Es gibt nach Spenglers Lehre nicht *eine* Baukunst, *eine* Lyrik, *eine* Philosophie, deren Geschichte man schreiben kann, sondern jede Kultur hat *ihre* Baukunst, *ihre* Lyrik, *ihre* Philosophie. Die der einen Kultur hat nichts mit derjenigen der anderen zu tun. Was ein Volk vom andern übernimmt, ist Name, Kleid und Maske für sein eigenes Fühlen, aber niemals das fremde Fühlen. Es steht hier genau so wie zwischen den Einzelmenschen. Man kann sich wohl den Rock eines anderen borgen, aber nicht seine Seele.

Wie eine Pflanze oder ein Tier lebt, wächst, verkümmert und stirbt jede Kultur. Sie hat ein Zeitalter der Vollkraft und ein Greisentum, das Spengler Zivilisation nennt. Dann fängt die Geschichte irgendwo wieder von vorn an. Keineswegs aber baut sich, wie man bisher angenommen hat, eine Kultur auf der anderen auf. Das sieht nur für den oberflächlichen Betrachter so aus, nicht für Spengler. „Je lauter man“, sagt er, „die Prinzipien eines fremden Denkens rühmt, desto gründlicher hat man sicherlich ihren Sinn verändert.“ In Wahrheit denken sich die neuen Völker bei dem, was sie von den alten übernehmen, etwas ganz anderes; etwas, das nicht der alten, sondern ihrer eigenen, der neuen Kulturseele, entspricht. Man wird sogleich verstehen, was Spengler meint, wenn ich es durch einen drastischen Vergleich erläutere, den Spengler niemals brauchen würde. Der Zylinder ist bei uns allmählich auf den Gebrauch bei Prüfungen, Hochzeiten und Begräbnissen beschränkt worden. Wenn ich ihn am Kongo verkaufe, hat er dagegen alle Aussicht, zum Zeichen der Häuptlingswürde zu werden. Wir verbinden mit ihm den Begriff lästigen gesellschaftlichen Zwanges, die Kongoneger dagegen den der Erhabenheit, der Majestät. Ähnlich wie dem Zylinder ist es bekanntlich oft dem Reifrock und sogar dem Regenschirm gegangen. Dieser humoristische Beleg kann aber auch zur Kritik der Spenglerschen Ausführungen dienen. Sobald solche Gegenstände nicht vereinzelt, sondern in Menge eingeführt werden, sinken sie auf den Gebrauchswert herab, den sie im Herstellungslande haben. Sie sind dann nicht mehr als Fetische verwendbar. Spengler würde sagen, daß sie nicht mehr in fetischistische Kulturwerte übergehen, sondern Zivilisationsgegenstände bleiben, die mit Kultur überhaupt nichts zu tun haben.

Die Analogien zwischen den einzelnen Kulturen erklären sich nach Spenglers Lehre daraus, daß alle in derselben Weise erblühen, reifen und verdorren. Man kann die einzelnen Abschnitte dieses Lebenslaufes vergleichen, darf aber nicht vergessen, daß eine sechzigjährige Kiefer und eine gleich alte Eiche nichts gemeinsam haben als die mit dieser Altersstufe verbundenen Erscheinungen. Immer trägt die eine Nadeln, die andere Blätter, solange der Saft überhaupt noch heraufdringt. Genau so steht es mit den Kulturen. Hier rückt Spengler zunächst sein Schulgebiet in den Vordergrund: die Mathematik. Er steht ihr mit ähnlichen Verehrungsgefühlen gegenüber wie der Grieche Plato, der auch ein Verächter der Materie und des Leibes war. „Mathematik“, sagt Spengler, „ist etwas Heiliges, das stets aus religiösen Kreisen hervorgeht.“ Die griechischen Mathematiker denken anschaulich, *körperhaft*. Sie bezeichnen die Zahl als das Maß. Sie messen damit alle sinnlich greifbaren Dinge. Der Staat ist in Griechenland die Stadt, also nichts Gedachtes, sondern etwas, das man vor sich liegen sieht. Die höchste Schöpfung der antiken Kunst ist die freistehende Bildsäule eines nackten Menschen.

Die Seele der antiken, körperlich denkenden Kultur nennt Spengler wenig glücklich mit einem Ausdrucke, den er der Philosophie Friedrich Nietzsches

entnimmt, *apollinisch*. Er deutet den Ausdruck freilich um, wie es überhaupt seine Art ist, die Worte in einem anderen Sinne als dem üblichen zu gebrauchen, so daß man beim Lesen fortwährend übersetzen muß. Als wir in Berlin in einer Monistenversammlung über Spengler debattierten, äußerte Graf Arco, er möge diesen Philosophen überhaupt nicht lesen, weil es ihm unerträglich sei, die in der Mathematik und Physik gebräuchlichen Fremdwörter fortwährend mit einem anderen Sinne als dem üblichen verbinden zu müssen. Es ist das eine alte Untugend der deutschen Philosophen. Schon Schleiermacher sagte spöttisch: „Philosophie ist der prinzipielle Mißbrauch einer eigens dazu erfundenen Terminologie“ (Ausdrucksweise, Begriffsbezeichnung). Nietzsche lehrte, im Wesen der Griechen liege einerseits das Apollinische, die ruhige Klarheit, und andererseits das Dionysische (nach dem Weingott Dionysos genannt), der begeisterte Rausch. Bei Nietzsche heißt also apollinisch soviel wie klar, bei Spengler soviel wie körperhaft. Wenn man den „Untergang des Abendlandes“ liest, darf man bei dem Worte apollinisch nicht daran denken, daß Apollo der Lichtgott war, sondern eher an die Tatsache, daß eine Bildsäule des Gottes, die sich in Rom befindet, der sogenannte Apollo von Belvedere, lange Zeit als das bedeutendste Werk der griechischen *Bildhauerkunst* gegolten hat.

Nach Spengler liegt in der körperhaft denkenden antiken Kultur die Grenze der Heimat gegen die Fremde zwischen zwei Stadtstaaten, dagegen in der *magischen* Kultur, die auf die apollinische folgt, zwischen zwei Glaubensgemeinschaften. Die magischen Religionen sind Nationen ohne Land und wachsen beständig durch Übertritte, durch Aufnahme von Neulingen. Die Hauptsache ist in dieser Gedankenwelt die geheimnisvolle Zauberkraft (Magie) symbolischer Handlungen, deren Form und Bedeutung man genau kennen muß. Gemeint sind hier natürlich die christlichen Sakramente, vor allem das Abendmahl. Mit dieser Bedeutung der gottesdienstlichen Handlungen sind heilige *Schriften* untrennbar verbunden. Sie gelten als ewige und unwandelbare Offenbarungen. Da sich die Verhältnisse nicht darum kümmern, sondern allmählich andere werden, erfinden die Bewahrer der heiligen Überlieferung notgedrungen „eine Technik der geheimen Abänderungen, welche die Fiktion (Vorspiegelung) der Unabänderlichkeit nach außen wahr.“ Dieses Verfahren, das man auch eine ständig geübte Fälschung nennen könnte, ist nach Spenglers Meinung — hier geraten wohl die meisten seiner Anhänger in Entsetzen — auch auf die Bibel angewandt worden. Mit Jesus springt Spengler etwas willkürlich um. Seine Meinung über ihn ist weder die eines orthodoxen noch die eines liberalen Christen, noch weniger die von David Friedrich Strauß oder Karl Kautsky. Spengler meint, wer diesen Religionsstifter für einen Sittenprediger halte, gebe sich damit als humaner Philister zu erkennen. Eine Lästerung sei es, Jesus soziale Absichten zuzuschreiben. Kautsky hat also gelästert. Nach Spengler war Jesus einfach ein Prediger vom Weltende, ebenso die Urgemeinde in Jerusalem keine sozialistische Gemeinschaft, son-

dern ein strenger Orden der Frommen. Jesus' Innenleben ist uns fremd — was sagt hier die Rechte, die sonst so einig mit Spengler ist? — und kann eigentlich nur von einem frommen Muselman nacherlebt werden.

Die ganze Art, wie Spengler hier das Mittelalter spaltet, wie er das Christentum des ersten Jahrtausends von dem späteren trennt und mit dem Arabertum zur magischen Welt vereinigt, ist wieder recht künstlich. Der ganze Bau macht einen mühsamen Eindruck. Aber einmal soll jede Kulturseele nur tausend Jahre leben; sodann will Spengler die gewohnte Scheidung von Altertum, Mittelalter und Neuzeit nicht haben, weil er das eigentlich Neuzeitliche nicht zur Kultur, sondern zur Zivilisation rechnet. Er muß sich ein gewaltiges Stück Mittelalter für seine Neuzeit aufheben. Deshalb macht er diesen sonderbaren Schnitt, den man in jeder anderen Weltgeschichte vergeblich sucht. Nach Spengler ist der griechische Tempel die Offenbarung der apollinischen Kultur, die der magischen dagegen die *Moschee*. Der apollinische Mensch ist ein körperhaftes Wesen, der magische hat teil an einer geheimnisvollen Geisterwelt. Rein magisch ist die Idee der Gnade, die dem Menschen von oben zuteil wird und ihn vor der Hölle rettet. Magische Denker sind die großen Verkünder der Unfreiheit des Willens, Augustin und Spinoza. Als Überbleibsel der magischen Welt bewegen sich unter uns die Juden. Weil sie das Grundgefühl des magischen Menschen nicht loswerden, verstehen sie unsere Kultur nicht.

Sie ist die abendländische. Nach dem Drama Goethes nennt Spengler sie *faustisch*. Er betrachtet als das Wesen dieser immer wieder anders gedeuteten Dichtung die Sehnsucht nach einem alle Höhen und Tiefen durchflutenden Gefühlsleben, nach schrankenloser Erkenntnis und nach grenzenlosem Wirken. Von dem allem bleibt zum Schlusse nur *die Tat* übrig, aber ins Unendliche strebt Faust noch immer, wenn er mit dem Meere ringt und ihm durch Dammbauten weite Strecken abgewinnt. Der historische Faust war ein toller Schwindler und tat sich auf Kosten des Teufelsglaubens der Zeitgenossen gütlich. Mit ihm hat Spenglers Bezeichnung nichts zu tun. Dagegen kann man sie zur Not bereits mit der *Faustsage* in Einklang bringen. Das älteste Faustbuch (gedruckt 1587) versichert, der Held habe Adlersflügel an sich genommen und alle Gründe des Himmels und der Erde erforschen wollen. Da hätten wir bereits den Unendlichkeitsdrang; nur betrachtet ihn der fromme Verfasser des Faustbuches als eine Ruchlosigkeit, die in die Hölle führt. Er stak offenbar noch in der magischen Denkweise und konnte die neue nicht begreifen. Es sollte mich wundern, wenn nicht nächstens ein rassengläubiger Forscher den Nachweis versuchte, daß er ein Jude gewesen sei!

6. DIE FAUSTISCHE KULTUR.

Die vom Unendlichkeitsstreben erfüllte faustische Kultur ist diejenige, deren Niedergang wir heute erleben. Mit ihr beschäftigt sich Spengler in der Hauptsache. Er geht dabei wieder von der Mathematik aus und hebt nachdrücklicher die Unterschiede von der apollinischen als die von der magischen Kultur hervor. Der Philosoph und Mathematiker Descartes (1596—1650) fand die Idee einer Zahl, die aus dem leidenschaftlichen Hange zum Unendlichen geboren war. Die antike Mathematik und Physik wissen nichts vom unendlichen Raum; die modernen gehen immer und überall von ihm aus. Magisch ist die Welt als Höhle, faustisch die Welt als Weite. Der apollinische Mensch ist ein Körper; der magische hat teil an einer geistigen Gemeinschaft; der faustische ist ein Ich, eine Macht, die über alles, auch über das Sein des Unendlichen, selbständig entscheidet. Schon in dem althochdeutschen Liede, das den Kampf Hildebrands mit seinem Sohne Hadubrand schildert, hört Spengler das Faustische in der wogenden *Unbestimmtheit* des Stabreimes. Diese dichterische Form hat nichts von der Geschlossenheit und Begrenztheit antiker Vermaße an sich, sondern bildet ihr genaues Gegenteil. Die Neigung, die gleichen Anfangsbuchstaben zu wiederholen, also zu rufen: *Hildebrand* und *Hadubrand* zwischen zwei *Heeren*“, oder: „*Kind, alles Volk ist kund mir im Königreich*“, hat nach Spenglers Meinung etwas Verwandtes mit der Art, wie Beethoven komponiert und Rembrandt malt. Der Kontrapunkt und die Ölmalerei, der Stabreim und die höhere Mathematik, die Gartenkunst und der gotische Spitzbogenbau sollen gleichmäßig aus dem faustischen Drange nach dem Unendlichen erwachsen. Die apollinische Kultur der Griechen konnte die Perspektive gar nicht erfinden (also keine Linien zeichnen, die sich erst hinter dem Bilde schneiden), weil sie körperlich dachte, alles in feste Grenzen einzuschließen suchte. Dagegen mußte die faustische Kultur des zweiten Jahrtausends perspektivisch malen, weil sie nur so in grenzenlose Weiten hinausstreben konnte. Sie trägt in die Bilder etwas Musikalisches hinein, nicht nur durch die Zeichnung, sondern auch durch die Farbengebung. Das Blaugrün, das die venezianischen Maler bevorzugen, und das Rembrandtbraun verschwimmen gleichmäßig ins Unbestimmte, während die antiken Maler die Farben, soweit sie überhaupt von ihnen Gebrauch machen, scharf und hart gegeneinander absetzen.

Wie aber steht es mit der modernen Freilichtmalerei? Hier hört doch offenkundig alle Verschwommenheit auf? Das muß Spengler natürlich zugeben, aber es stört ihn gar nicht. Seelenruhig erklärt er, daß hier eben die faustische Kultur zu Ende ist. In der Freilichtmalerei offenbart sich keine Seele mehr, sondern ist nur noch ein Verstand tätig. Sie gehört also nicht zur Kultur, sondern zur Zivilisation. Ferner unterscheiden sich die apollinische und die faustische Kunst nicht nur durch Perspektive und Farbengebung, sondern auch durch die Stoffe, die gemalt werden. Haupt-

gegenstand der Antike ist der nackte Körper, *der Akt*; dagegen feiert die faustische Malerei ihre Triumphe im Porträt. Nun braucht man allerdings bloß in das Schaufenster des nächsten Kunstladens zu blicken, um festzustellen, daß neben den Porträts von Bismarck und Fridericus Rex auch heute noch Nacktheiten am meisten dargestellt und gekauft werden. Wenn die Händler den Versuch machten, von Porträts zu leben, würden sie ihre Läden sehr bald schließen müssen. Auch durch diese Tatsache läßt sich solch ein Immerrechthaber wie Spengler nicht beirren. Er erledigt sie genau so wie die Freilichtmalerei. Die modernen Aktmalereien sind für ihn überhaupt keine Kunstwerke. Es sind nichts als „fleischliche Stilleben“, einfach Albernheiten. Ihnen fehlt „der tiefere Sinn“, irgend etwas Geheimnisvolles, das nur der gleich Spengler Begnadete sieht. Damit fährt die Erörterung auf den Sand der Geschmacksurteile auf. Man kann über sie bekanntlich sehr lange streiten und tut es recht gern, aber wissenschaftlichen Wert haben solche Wortgefechte nicht.

Ein besonderes Kennzeichen der faustischen Völker ist ihre Anhänglichkeit an ihre *Herrschergeschlechter*. Wenn sie ihre Könige köpfen, wie das die Engländer und die Franzosen getan haben, ist vermutlich bereits wieder die Zivilisation am Werke. Solange die Völker faustisch fühlen, tun sie so etwas nicht. Sie suchen die Richtung ihrer Geschichte in der Geschlechterfolge der Herrschenden. Die Art, wie hier die Linie herauskommt, die ins Grenzenlose verläuft, ist belustigend genug. Spengler versteigt sich nämlich zu der Behauptung, „daß die Dynastie die gesamte politische Haltung bestimmt, auch wenn sie gar nicht mehr da ist“. Ob Spengler auch auf diesen Gedanken gekommen wäre, wenn er seinen Wohnsitz nicht in München aufgeschlagen hätte? Jedenfalls wissen die Gläubigen nun, wie sie zu wählen haben, wenn sie sich als faustische Menschen bewähren wollen. Im übrigen tun sie gut, sich nach den Junkern zu richten. Nach Spenglers Überzeugung entstehen die Nationen in Burgen, reifen in Städten und erlöschen in Weltstädten. Der Adel und die Priester sind überall die Schöpfer der Kultur, aber auch nicht in gleichem Maße: „Der Adel“, sagt Spengler, „ist der eigentliche Stand, der Inbegriff von Blut und Rasse, ein Daseinsstrom in denkbar vollendeter Form“. Damit sind wir glücklich bei der Adelsverehrung angelangt, die seit den großen Kriegen Bismarcks ein wenig schönes Kennzeichen des deutschen Bürgertums bildet. Das bürgerliche Klassenbewußtsein war in Deutschland nur von 1815 bis 1848 stark; dann trat es in eine absteigende Entwicklung ein und wurde schließlich durch den siegreichen Verfassungsbruch Bismarcks vollkommen erledigt. Es blickte mit Verehrung nach oben, verlor das Zutrauen zu sich selbst und suchte sich nach Möglichkeit dem Adel anzupassen. Die eingebildete Haltung des bürgerlichen Reserveleutnants und die Philosophie Friedrich Nietzsches sind zwei gewiß nicht gleichwertige, aber durchaus wesensverwandte Kennzeichen der *Verjunkering* des deutschen Bürgertums. Dazu tritt nun die Philosophie Spenglers.

Nach seiner Meinung muß man vom Adel und vom Priestertum ausgehen, wenn man die weitere Geschichte verstehen will. Aus dem Machtgefühl stammen Eroberung, Politik und Recht, aus dem Beutegefühl dagegen Handel, Wirtschaft und Geld. Die Gelehrsamkeit verneint das Priestertum, hat es aber trotzdem im Leibe. Die Doktorprüfung ist die Priesterweihe. Das Bürgertum verneint zwar in der Aufklärungsbewegung den Adel und das Priestertum, hat aber selbst noch Grenzen und gehört zur Kultur. Mit Verachtung wird von Spengler der vierte Stand als völlig formlos, geschichtslos und kulturlos geschildert. Er ist „das Ende, das radikale Nichts“. Wenn er emporkommt, werden zu entscheidenden Mächten Bücher und allgemeine Theorien, das Geld und die deklassierten Führer. An diesem Punkte enthüllt sich Spenglers Theorie endgültig als eine erbitterte Haßpredigt gegen die proletarische Massenbewegung.

7. SOZIALISMUS UND CÄSARISMUS.

Der Sozialismus glaubt an die Möglichkeit, die Leiden der Menschheit durch eine Änderung der gesellschaftlichen Organisation zu vermindern. Er ist davon überzeugt, daß die kapitalistische Entwicklung eine Fülle von Elend und Unglück verursacht. Der Sozialismus hält es für die sittliche Pflicht jedes rechtlich denkenden Menschen, sich an der Herbeiführung des neuen Gesellschaftszustandes tätig zu beteiligen, auch wenn ihm persönlich daraus zunächst nur Nachteile erwachsen. Er fordert von allen, die sich zu ihm bekennen, nicht nur von den Führern, außer dem Glauben an das Ziel auch Selbstlosigkeit und Opfermut. Seine Hauptgegner sieht der Sozialismus in den Unternehmern, die durch die Änderung der gesellschaftlichen Verhältnisse Verluste erleiden müssen. Bei ihnen ist daher im allgemeinen nicht auf Verständnis und Wohlwollen, sondern nur auf einen hartnäckigen Widerstand zu rechnen. Dieser ist nicht zu überwinden, solange die feindlichen Parteien über die staatlichen Machtmittel verfügen und sie rücksichtslos für ihre Interessen ausnutzen. Der Klassenkampf stellt sich zunächst ganz von selbst mit der Steigerung der kapitalistischen Produktionsweise, mit der Senkung der Löhne und der Verlängerung der Arbeitszeit ein. Er wird dann aber bewußt, unterscheidet nahe und ferne Ziele und strebt ihnen mit großer Sicherheit zu. Das Bewußtwerden des Klassenkampfes ist die Geburtsstunde des Sozialismus. Sie wird durch den Namen *Karl Marx* bezeichnet. Gerade deshalb ist er für Spengler und seine Gefolgschaft der Gegenstand eines Hasses, von dessen Stärke man sich nur schwer eine Vorstellung machen kann.

Spengler braucht das Wort Sozialismus, wie so viele andere Worte, in einem ganz abweichenden Sinne. Er versteht darunter die Alleinherrschaft des Staatsgedankens. *Englisch* ist nach seiner Meinung das Unternehmertum, dessen Wesen die Bereicherung des einzelnen ist. *Preussisch* und zugleich sozialistisch soll dagegen gerade die Fesselung des freien Spiels aller Kräfte sein, der Staatsdienst, der Geist der Unterordnung. Ihn hat Bismarck gepflegt, ebenso aber auch August Bebel, der Schöpfer einer straff disziplinierten Millionenpartei, der kommandierende General des Arbeiterheeres. Daß der eine der Schöpfer des Sozialistengesetzes war, der andere sein Opfer und der Träger des Widerstandes, ist nach Spenglerscher Geschichtsbeleuchtung ganz gleichgültig. Bebel und Bismarck bleiben Zwillingstreter desselben Gedankens. Ob beide wohl in ihren Gräbern ruhig bleiben, wenn sie das hören? Bis zur Novemberrevolution soll sich die militärische Parteidisziplin Bebels bewährt haben. Dann aber löste sich die Sozialdemokratie in wilde Lohnbewegungen, in Anarchie auf. Schuld daran ist Marx. Er ist ein verengländerter Kopf.

Nach Spenglers Ansicht hat nämlich Marx den *Klassenkampfgedanken* in England eingesogen. Hier stimmt einmal wieder alles nicht. Spengler müßte entweder Paris für London setzen oder Engels statt Marx sagen.

Er müßte von der „Lage der arbeitenden Klassen in England“ ausgehen, würde aber auch dann schon beim „Kommunistischen Manifest“ ins Gedränge geraten. In diesem steht deutlich genug, daß der bloße Lohnkampf nicht zum Ziele führen kann. Statt sich mit diesen Gedankengängen zu beschäftigen, unterwirft Spengler die Mehrwerttheorie einer sehr hochmütigen Kritik. Sie gipfelt in den Worten: „Die lediglich *ausführende* Arbeit, von der Marx allein Kenntnis nimmt, ist nichts als die Funktion einer erfindenden, anordnenden, organisierenden Arbeit, die der andern erst Sinn, relativen Wert und die Möglichkeit gibt, überhaupt getan zu werden.“ Auch das ist ganz falsch. Einmal hat Marx nirgends die Verachtung der Kopfarbeit gelehrt, sondern nur ihren *Wert* dem der Handarbeit gleichgesetzt. Sodann aber ist das, was Spengler „ausführende Arbeit“ nennt, nicht Sache des Arbeiters, sondern der Maschine. Der große Geschichtsphilosoph hat eben die Schriften von und über Marx nicht ordentlich gelesen, sondern durchblättert und überall nur das gelesen, was zu seinen vorgefaßten Meinungen paßte oder zu passen schien. Weil er Friedrich Wilhelm I. zum Schöpfer des Sozialismus machen wollte, blieb für Marx nur die Rolle des Verderbers, des Verengländerers übrig.

Nach Spengler sind die Engländer ihrem Wesen nach immer *Piraten* geblieben. Sie bereichern sich durch Gewalt oder durch List. Die marxistische Verwandlung des Sozialismus in einen Kampf um den Mehrwert ist eine Verfälschung der preußischen Weltanschauung, in die das Beuteprinzip der englischen nicht hineinpaßt. Die Expropriation der Expropriateure bedeutet die Beraubung der Räuber durch neue Räuber. Wahrer Sozialismus ist dagegen preußisches Beamtentum, Geist Friedrichs des Großen, Schutzzollgesetzgebung, Verwandlung aller Arbeiter in Arbeitsbeamte. Was Spengler hier vom Sozialismus beibehält, kommt dem Programm der „Nationalsozialistischen Freiheitspartei“ sehr nahe. Es handelt sich einfach um irreführende Bezeichnungen, die zum Stimmenfang verwandt werden.

Spengler redet vom „Engländer“, als ob dieses Wort eine unwandelbare Größe bezeichnede, als ob der Volkscharakter unabhängig wäre vom Stande der Produktionsweise. Die Angelsachsen und Normannen sind allerdings Seeräuber gewesen, und die Zeitgenossen Shakespeares haben Jagd auf spanische Silberschiffe gemacht. Dazwischen aber lagen Jahrhunderte, in denen die Engländer nicht vom Seeraub lebten. Im Weltkriege haben sie sich wieder auf ihn verlegt, aber nicht deshalb, weil ihnen das Piratentum im Blute lag, sondern weil das ein Mittel der Kriegführung war. Kohle, Eisen und Kolonien bilden das *wirtschaftliche* Gerüst des modernen England, nicht aber die Möglichkeit, einen Kaperkrieg zu führen. Die Engländer sind ein Handels- und Industrievolk, kein Wikingerstaat. Endlich hat die Beweisführung einen logischen Bruch. Auf der einen Seite steht ein unverwüthlicher englischer Nationalcharakter; auf der andern genügt für Marx und seine deutschen Anhänger die bloße Berührung mit der englischen Gedankenwelt, um vollkommen verwandelt zu werden. Dabei ist Marx

auch noch Jude, müßte also nach Spengler nur „magisch“ denken können, also dem selbstbewußten Piratentum ganz verständnislos gegenüberstehen. In Wahrheit liegt die Sache so, daß Marx die Folgen der Industrialisierung in Frankreich und England studierte, weil Deutschland zwar auf demselben Wege begriffen, aber damals noch weit hinter den Weststaaten zurück war.

Spengler sagt: „Für uns, die ein Schicksal in diese Kultur und diesen Augenblick ihres Werdens gestellt hat, in welchem das Geld seine letzten Siege feiert und sein Erbe, der Cäsarismus, leise und unaufhaltsam naht, ist damit in einem eng umschriebenen Kreise die Richtung des Wollens und Müssens gegeben, ohne das es sich nicht zu leben lohnt.“ — Unsere Zukunft wäre demnach nicht der Sozialismus, sondern der *Cäsarismus*. Aber der Weg, auf dem er kommt, sieht nicht mehr so einfach aus wie in der Darstellung Bismarcks. Spengler führt aus, daß wir zunächst überall einen Kampf des absoluten Staates gegen die alten Stände, gegen Adel und Priestertum, erleben. Für den Absolutismus braucht Spengler das griechische Wort „Tyranis“, für den Widerstand der Junker das französische Wort „Fronde“. Kämpfer für die erste Tyranis (den sich bildenden absoluten Staat) sind in England Cromwell, in Deutschland Wallenstein, in Frankreich Richelieu. Der ersten Tyranis folgt wieder eine Art von Adelherrschaft, dann aber die zweite Tyranis: der Napoleonismus. In Deutschland scheint Spengler, der gerade in diesen Partien¹⁾ nichts weniger als klar ist, die Bismarcksche Verfassung von 1871, die in den Grundzügen dynastischer Natur ist, als einen halben Sieg der alten Überlieferung über den Napoleonismus zu betrachten. Unser Zeitalter ist „der Übergang vom Napoleonismus zum Cäsarismus, eine allgemeine Entwicklungsstufe vom Umfang wenigstens zweier Jahrhunderte, die in allen Kulturen nachweisbar ist.“ Die Sache wäre meines Erachtens klarer, wenn Spengler die Nummerierung fortsetzte und den Cäsarismus einfach als die dritte Tyranis bezeichnete.

Wir müssen uns auch hier zunächst über den Wortgebrauch klar sein. Für Bismarck sind Napoleonismus und Cäsarismus einfach dasselbe, für Spengler dagegen zwei verschiedene Entwicklungsstufen. Er meint, in Napoleons Kopfe sei zuerst der Gedanke einer militärischen, aber zugleich volkstümlichen *Weltherrschaft* entstanden. Der französische Kaiser habe die Geschichte der nächsten Jahrhunderte vorgezeichnet: „Napoleon beherrscht *uns alle* innerlich, unsere Staaten und Heere, unsere öffentliche Meinung, unser ganzes politisches Sein, und um so mehr, je weniger es uns zum Bewußtsein kommt.“ — Das ist wieder eine von Spenglers gewagten Behauptungen, die um so mehr verblüffen, je weniger über sie nachgedacht wird. Die deutsche Linke hat sich, abgesehen von Heinrich Heine, niemals am Napoleonkultus beteiligt; sie hat auch gar keine Veranlassung dazu,

¹⁾ Untergang des Abendlandes. Band II. Welthistorische Perspektiven. München. C. H. Beck, 1922. S. 405-585.

einem Eroberer, der schon mehr als hundert Jahre tot ist, nachzutruern. Die große Menge der bürgerlichen Gebildeten hat sich allerdings erst für Friedrich II. von Preußen, dann in einzelnen außerpreussischen Landesteilen für Napoleon begeistert, aber auch nur so lange, bis der einheitliche Kniefall vor dem Throne Bismarcks erfolgte. Die feiner Gebildeten, die eigentlichen Intellektuellen endlich finden ihr Ideal überhaupt nicht in einem Politiker verkörpert, sondern in Goethe.

Nach Spengler ist der Napoleonismus die Wende von der Kultur zur Zivilisation. Er leitet das Zeitalter der unbedingten geschichtlichen *Formlosigkeit* ein. Der rasche Abbau uralter Formen schafft freie Bahn für cäsarische Gewalten, die das Werk vollenden. Das Bild, das Spengler von diesem Vorgang entwirft, ist sehr geeignet, Gruseln zu erregen: „Es sind die weltstädtischen Massen, willenlose Werkzeuge des Ehrgeizes ihrer Führer, die jeden Rest von Ordnung zu Boden schlagen, die das Chaos in der Außenwelt sehen wollen, weil sie es in sich selbst haben. Ob diese zynischen und hoffnungslosen Versuche von Landfremden herrühren, wie den Hyksos oder Türken, oder von Sklaven, wie denen des Spartakus und Ali, ob man die Aufteilung des Besitzes fordert, wie in Syrakus, oder ein Buch vor sich herträgt, wie das von Marx — das alles ist Oberfläche. Es ist ganz gleichgültig, welche Schlagworte in den Wind schallen, während die Türen und Schädel eingeschlagen werden.“

So, wie sie Spengler hier zeichnet, hat sich der ängstliche Spießbürger von jeher die Revolution vorgestellt, nämlich als einen sportsmäßig betriebenen Massenmord ohne Zweck und ohne Ziel, eine Orgie des Entzweischlagens und Blutvergießens. Je nach dem Grade seiner Beschränktheit betrachtet er schon die Demokraten und Sozialdemokraten oder erst die Kommunisten und Anarchisten als Menschen, die darauf brennen, „Türen und Schädel einzuschlagen“. In erster Linie denkt er dabei an seine Tür und seinen Schädel. Das entsetzliche Wort Revolution bedeutet für den Spießbürger die Öffnung eines Raubtierkäfigs durch einen Verrückten. Daß Robespierre, der bei dieser Gelegenheit gewöhnlich mit dumpfem Schauer genannt wird, selbst kein Proletarier, sondern ein Adliger war und Kleinbürger führte, wissen die Leute nicht und wollen es nicht wissen, weil es nicht in ihr Weltbild hineinpaßt. Der Gedanke, daß gerade die großen Fortschritte der Menschheit untrennbar mit den Revolutionen verknüpft sind, gilt ihnen nicht allein als falsch, sondern als ein Frevel, als eine Art von Gotteslästerung.

Es wäre ein Wunder, wenn Spengler nicht auch die Lehre vom *beschränkten Untertanenverstande* vortrüge. Er tut es. Er leugnet, daß es überhaupt politisch begabte Völker gibt. Das Handeln soll immer nur Sache einer regierenden Minderheit sein. Die großen Staatsmänner treiben weder Gefühls- noch Programmpolitik, sondern treffen instinktiv das Richtige: „Der geborene Staatsmann steht jenseits von wahr und falsch.“ Das hat auch Wilhelm II. geglaubt, wie wir jetzt zur Genüge aus den Erinnerungsbüchern derer, die ihm nahestanden, wissen! Ein Staatsmann ist nach Spengler etwas

ganz anderes, als ein Parteimann. Eine Partei ist „nur“ eine Sammlung von Köpfen, vielleicht reicher an sogenanntem Geist als die alten Stände, aber sicherlich viel ärmer an politischem Instinkt. Über die Parteien herrscht nach Spenglers Meinung das Geld; denn die öffentliche Meinung wird von der Presse gemacht, also von dem, der die Presse bezahlt. „Die große Bewegung, welche sich der Schlagworte von Marx bedient,“ sagt Spengler, „hat das Unternehmertum nicht von den Arbeitern, sondern beide von der Börse abhängig gemacht. Der Geist denkt, das Geld lenkt.“ In Frankreich herrscht seit der Hinrichtung Robespierres die Börse, nur gemildert durch gelegentliche Begründung einer Militärdiktatur. Eine solche ist dort nicht nur von den beiden Napoleon aufgerichtet worden, sondern auch 1871 und 1918. In Deutschland hat das Bündnis von Hochfinanz und Masse — Spengler meint Freisinn und Sozialdemokratie — den Umsturz von 1918 vorbereitet. Mit ihm kam die Linke zur Herrschaft „und brachte die Regierungstätigkeit plötzlich auf ein Niveau herab, das unter zivilisierten Staaten bis jetzt unbekannt war.“

Diese Ausbrüche kennen wir. Es hat keinen Zweck, sie durch eine Beleuchtung der „zivilisierten Regierungstätigkeit“ der vornovemberlichen Machthaber zu beleuchten. Schwer aber ist aus Spenglers Büchern zu ersehen, ob er Bismarck oder den Ludendorff des Weltkrieges als unsern Napoleon betrachtet. Wie es scheint, hat sich der Napoleonismus mehr im Auslande abgespielt. Wir haben ihn weniger betätigt als unter ihm gelitten. Jedenfalls sind wir aus dieser Epoche bereits heraus und treten in eine neue ein. Uns steht jetzt der Cäsar bevor, der nicht mehr mit der öffentlichen Meinung rechnet, wie das Napoleon noch getan hat. An den Menschen von cäsarischem Schlage geht die Allmacht des Geldes zugrunde. Die *Rasse* bricht wieder hervor; der Stärkste triumphiert, und ihm fällt die Beute zu: „Für die germanische Welt werden die Geister Alarichs und Theoderichs wieder erwachen, wovon die Erscheinung Cecil Rhodes' eine erste Ahnung gibt.“ Die großen Eroberer kämpfen um Macht und Beute, aber die Masse kümmert sich nicht mehr darum, sondern führt ein stumpfsinniges Dasein wie die ägyptischen *Fellachen*. Sie lebt in den Weltstädten wie auf dem platten Lande geschichtslos und genügsam dahin und füllt in primitiver Fruchtbarkeit die Lücken, die durch die Kämpfe der Soldatenkaiser in ihre Reihen gerissen werden.

Kein tröstliches Zukunftsbild! Die Zeit der spätrömischen Soldatenkaiser hat wohl keiner, der eine Weltgeschichte las, zu durchleben gewünscht. Gerade sie soll uns aber jetzt bevorstehen, ob wir wollen oder nicht! Glücklicherweise baut sich auch dieser Gedankengang auf falschen Voraussetzungen auf. Glaubt Spengler wirklich an eine Unterstützung der Arbeiterpresse durch die Kapitalisten? Wenn es eine unabhängige Presse gibt, dann wird sie die Massen niemals wieder in den Dämmerzustand versinken lassen, der im Altertume nicht erst in der römischen Kaiserzeit eingetreten ist, sondern immer die Regel war. Der römische Bürger stand, wie

H. G. Wells in seinen „Grundlinien der Weltgeschichte“ sehr richtig sagt¹⁾, in der Menge eingekeilt auf dem Forum, hörte undeutlich aus der Ferne einen Redner und hatte wahrscheinlich niemals von der Angelegenheit, über die er abstimmte, eine zutreffende Vorstellung. Solche Leute konnten leicht entpolitisiert werden, weil sie nie wirklich politisch gebildet gewesen waren. Wenn man sich davon überzeugen will, welche Fortschritte die Politisierung in den letzten anderthalb Jahrhunderten gemacht hat, dann braucht man nur die sozusagen politischen Äußerungen unserer Klassiker, etwa die in der „Emilia Galotti“, dem „Egmont“ und dem „Don Carlos“, mit der Reichsverfassung von 1849 und diese mit der von 1918 zu vergleichen. Hinter der Abgrenzung der Ministerverantwortlichkeit, der Einführung des Volksbegehrens, der Ausdehnung des Wahlrechts, der Abschaffung der geistlichen Schulaufsicht, der Festlegung des Rechtes auf Arbeit und zahlreichen anderen Artikeln stehen fordernde Massen, die sicher nicht bereit sind, sich diese Rechte in politischer Teilnahmlosigkeit wieder entreißen zu lassen. Darüber soll man sich durch ein vorübergehendes Erschlaffen, das überall einmal eintritt, nicht hinwegtäuschen lassen. Maßgebend ist nicht die Linie von 1918 bis 1920 oder 1924, sondern die von 1849 bis 1919. Zur richtigen Beurteilung historischer Entwicklungen gehört die Durchmusterung längerer Zeiträume als einiger Jahre. Andererseits darf man nicht Jahrtausende mit Jahrtausenden vergleichen, weil man sonst in die falschen Analogieschlüsse hineingerät. Beide Fehler begeht Spengler fortgesetzt. Außerdem aber huldigt er einer Zahlenmystik, der gegenüber es schwer fällt, die Spottlust zu zügeln.

¹ Deutsch von O. Mandl, E. Reddenbacher und H. M. Reiff. Berlin 1924, Verlag für Sozialwissenschaft. S. 259.

8. DIE ZAHLENMYSTIK.

Spengler ist, wie der Grieche Pythagoras, zugleich Mathematiker, Politiker und Prophet. Nachdem er auf dem anfechtbaren Wege des Analogieschlusses eine Reihe von Kulturseelen herausgefunden hat, stellt er fest, daß jede ungefähr ein Jahrtausend lebt. Wie nun der Mensch in einem bestimmten Alter Barthaare bekommt oder Heine liest, in einem Jahrzehnt nur für die Liebe, in einem anderen nur für die wirtschaftliche Selbständigkeit Sinn hat, sich im Lebenskampfe aufreißt, ergraut, die Zähne verliert und schließlich stirbt, so nehmen auch im Leben der verschiedenen Kulturseelen bestimmte Ereignisse, teils erfreulichen, teils unerfreulichen Charakters, bestimmte Plätze ein. Man kann die einzelnen Etappen im Dasein einer Kultur mit denen im Dasein einer anderen vergleichen. Die Philosophen vor Sokrates bewahrten innerhalb der apollinischen Kultur noch die Erinnerung an asketische Gottesdienste der Frühzeit. In derselben Weise lebt etwas von der Scholastik des frühen Mittelalters in Descartes. Deshalb nennt Spengler die Vorsokratiker dessen „Zeitgenossen“. Diese Bezeichnung ist ganz irreführend, weil das Wort längst für zu gleicher Zeit Lebende gebräuchlich ist, während es hier die in verwandten Zeiten, die durch Jahrtausende getrennt sind, Wirkenden bezeichnen soll. In der Spätzeit jeder Religion lodert noch einmal eine wilde Frömmigkeit auf, die doch nur die Begeisterung eines nüchternen Geistes ist. In England sind Cromwell und Milton die Hauptvertreter dieser Frömmigkeit; man nennt sie dort den Puritanismus. Dieselbe Stufe vertritt in der apollinischen Kultur Pythagoras, von dem wir allerdings nur sehr wenig wissen, und in der magischen Mohammed: „Dem Puritanismus nicht nur des Abendlandes, sondern aller Kulturen fehlen das Lächeln, das die Religion aller Frühzeiten verklärt hatte, die Augenblicke tiefer Lebensfreude, der Humor.“ Als Vertreter eines solchen Puritanismus sind Pythagoras, Mohammed und Cromwell in der sonderbaren Ausdrucksweise Spenglers „Zeitgenossen“. Eine gleiche Gruppe bilden die „Erzphilister“ Buddha, Konfuzius und Rousseau. Zwei Jahrhunderte nach dem Puritanismus steht jedesmal die mechanistische Weltanschauung auf ihrem Gipfel, in China wie in Indien, in Griechenland wie in Arabien. Die mechanischen Formen, in denen die faustische Kultur zur Zivilisation erstarrt, sind der Sozialismus, der Materialismus und der Darwinismus. Dann aber folgt als Begleiterscheinung des Cäsarismus das, was Spengler „die zweite Religiosität“ nennt. Sie ist nichts Neues, sondern nur eine große Wiederherstellung der primitiven Religion. Wir erleben heute bereits die Ansätze dazu in den Sekten der ernstesten Bibelforscher und ähnlicher Gemeinden, die für Rationalismus und Wissenschaft einfach nicht zu

haben sind: „Aber die Meinungen von Comte und Spencer, der Materialismus, Monismus und Darwinismus, die im 19. Jahrhundert die Leidenschaft der besten Geister geweckt hatten, sind heute doch schon die Weltanschauung der Provinz geworden.“ Es ist der gleiche Prozeß, wenn Buddha selbst in einen Gott verwandelt wird, wenn Konfuzius zum Gotte mit offiziellem Kult erhoben wird, und wenn sich die römischen Kaiser anbeten lassen. Das ist immer die Vorstufe der Rückkehr zu den primitiven Formen. Ob wir auch erst vergötterte Philosophen oder Herrscher anbeten werden, ehe wir wieder so primitiv denken wie die alten Germanen, sagt Spengler nicht. Nach seinem ganzen Beweisgange ist es aber durchaus zu vermuten.

Ist schon die Vergleichung der einzelnen Jahrhunderte der Kulturseelenalter eine sonderbare Spielerei, so gilt das noch mehr von Spenglers Behauptung, daß *alle fünfzig Jahre* ein großer Krieg fällig ist. Er verweist dafür auf die drei punischen Kriege, auf den spanischen Erbfolgekrieg um 1710 und den österreichischen um 1760. Er denkt außerdem natürlich an 1815, 1866 und 1914 — dazwischen liegen allerdings einige Nebenkriege. Hier bietet sich wieder die Gelegenheit zu ähnlichen Gesellschaftsspielen, wie sie die Wortgefechte über die Grenzen von Kultur und Zivilisation bieten. Man kann z. B. darüber streiten, ob die Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 nicht erst zusammen einen einzigen der jedes halbe Jahrhundert fälligen Kriege bilden. Sehr schwer ist wohl der russisch-türkische von 1877/78 unterzubringen. Dagegen kann man den russisch-japanischen, den Tripolis- und den Balkankrieg zur Not mit dem Weltkriege zusammenleimen. Es gibt so ungeheuer viel Kriege, daß man alle möglichen Zusammensetzspiele damit treiben kann, und sicher töten damit viele Anhänger Spenglers die Zeit. Dazu orakelt er, „daß die kosmischen Flutungen in Gestalt des menschlichen Lebens an der Oberfläche eines kleinen Gestirns nichts irgendwie für sich Bestehendes sind, sondern mit dem unendlichen Bewegtsein des Alls in tiefem Einklang stehen“. Indessen mag er sie doch nicht mit R. Mewes aus den Sonnenflecken und der Planetenstellung ableiten.

Das Trübe ist, daß auch hier glücklich wieder eine Unglücksprophezeiung herauskommt. Wir können uns auf 1964 freuen: Dann geht offenbar der große Krieg los, von dem Spengler öfter redet, ein Krieg, in dem ganze Erdteile gegeneinander kämpfen werden und vermutlich der verheißene Cäsar die Hauptrolle spielt. Die ganze Rechnung ist aber wieder nichts als eine Taschenspielerei. Es liegt auf der Hand, daß die Menschheit nicht immer Krieg führen kann. Es sind Pausen notwendig, in denen sich die zerstörte Wirtschaft erholt und die Lücken in der Bevölkerung gefüllt werden. Man muß auch Zeit haben zu vergessen, wieviel

Hunger und Kummer ein Krieg mit sich bringt. Die Mehrzahl der Kriegskrüppel muß von den Straßen verschwunden sein, ehe man mit Erfolg wieder in die Trompete stoßen kann. Sonst bekommen die nachdenklicheren Naturen doch eine Ahnung von dem, was ihnen bevorsteht. Wären die Pausen wirklich gleich groß, dann würde ein vernünftiger Mensch daraus nicht auf „kosmische Flutungen“ schließen, sondern annehmen, daß eine bestimmte Zeit notwendig ist, um die Folgen des Mordens zu überwinden. Statt dessen an eine geheimnisvolle Macht der Zahl 50 zu glauben, ist das Verfahren eines Mystikers, der aus Geschichte, Philosophie und Mathematik einen benebelnden Trank braut, dessen Dünste ihm und anderen den Kopf verwirren. Eine solche Mischung ist freilich allen denen willkommen, die nicht klar denken *wollen*, und deren Zahl ist groß genug.

9. DIE KULTURSEELE DER ZUKUNFT.

Spengler gehört zu den vielen, die Westeuropa für greisenhaft erstarrt, Rußland dagegen für jung und entwicklungsfähig halten. Aber seine Rußlandverehrung hat nichts Verwandtes mit der eines Kommunisten, sondern stammt von der Bismarcks ab. Er schätzt nicht das neue Rußland, sondern gerade das alte, das ihm jetzt in einer schweren Krankheit zu liegen scheint, vergiftet durch westliche Einflüsse, die seinem Wesen widersprechen. Er hat auch dafür ein besonderes Wort geprägt: Pseudomorphose (Scheingestaltung). Eine solche vollzog Peter der Große, als er den primitiven Zarismus (Moskau) in eine westlichen Formen angenäherte Monarchie (Petersburg) umfälschte. Alexander I. setzte diese Fälschung fort, als er der Heiligen Allianz beitrug, für die Rußland noch längst nicht reif war. Wir haben die Sache bisher umgekehrt empfunden. Für uns war die Heilige Allianz gerade etwas Osteuropäisches, das Mitteleuropa aufgezwungen wurde und seine natürliche Entwicklung verzögerte. Aber Spengler stellt auch diese Sache auf den Kopf, und dann paßt sie in sein System. Die Gefühle eines echten Russen, wie er ihn sich vorstellt, bringt er auf die Formel: „Moskau ist heilig, Petersburg ist der Satan“. *Tolstoi* hat so empfinden wollen, weil er eine Ahnung davon hatte, daß man als wahrer Russe so empfinden müsse. Es gelang ihm nicht, weil er zu seinem Leidwesen immer ein Mensch der weltstädtischen Gesellschaft blieb: „Sein mächtiger Haß redet gegen das Europa, von dem er selbst sich nicht befreien kann. Er haßt es in sich, er haßt sich. Er wird damit der Vater des Bolschewismus.“ *Tolstoi* ist ein Gesellschaftskritiker wie Marx, Ibsen und Zola.

Sein Gegenstück ist *Dostojewski*.¹⁾ Er ist das kommende Rußland und insofern der größte Feind der Bolschewisten, die ihn völlig verkennen, wenn sie in ihm und in Christus bloße Sozialrevolutionäre sehen. Die russische Revolution ist in Wahrheit eine Empörung gegen die aufgezwungene Pseudomorphose. Das Volk hat durch die Bolschewisten, die selbst westlerisch sind, und zwar der Abhub des westlerischen Rußland, gerade die fremden Kulturelemente zerstört und wird jetzt im zweiten Akte die Bolschewisten beseitigen: „Das Christentum *Tolstois* war ein Mißverständnis. Er sprach von Christus und meinte Marx. Dem Christentum *Dostojewskis* gehört das nächste Jahrtausend.“

Nach Spenglers Meinung hat der Bolschewismus in Rußland den Adel, die Kaufleute, die Kleinbürger und Bauern als besondere Stände beseitigen können, weil sie „bloße Nachahmung und Verwaltungspraxis“ waren. Sie sind künstlich in das Land hineingepflanzt worden, das dafür noch gar nicht reif war. An ihre Stelle tritt nach dem Untergange der Bolschewisten

¹⁾ Diese Gegenüberstellung ist nicht von Spengler. Er übernimmt sie von *Mereschkowski*. (*Tolstoi* und *Dostojewski*. Deutsch von C. von Gütschow. Leipzig 1905. Schulze & Co.)

wieder die natürliche Entwicklung, die etwa der zur Zeit der Völkerwanderung entspricht: „Erst in Zukunft werden sich echter Adel und Priestertum russischen Stils herausbilden.“ Also wenn wir den Cäsarismus erreicht haben, wenn unsere Kultur ausgelöscht ist und auch der Zivilisation das faustische Gepräge nicht mehr anhaftet, dann fängt Rußland sein Mittelalter an. Es wird freilich ein sehr sonderbares Mittelalter sein; denn ich vermag mir nicht vorzustellen, daß man die Elektrizität, die Presse, die Flugschiffe, die Eisenbahnen und Dampfboote gleichzeitig mit den Marxisten herausbefördern kann. Zwischen ihnen werden sich „echter Adel und Priestertum russischen Stils“ reichlich sonderbar ausnehmen.

Die Reinigung Rußlands, die Spengler empfiehlt und für unvermeidlich hält, ist vor hundert Jahren schon einmal versucht worden. Als die Dekabristen (Dezembermänner) eine Verfassung für Rußland erzwingen wollten, schlug Nikolaus I. den Aufstand nieder und verkündete seinen Untertanen, er wolle „den heiligen Boden Rußlands von dieser fremden Pest reinigen.“ Der „sogenannten europäischen Bildung“ solle die vaterländische entgegengesetzt werden. Von der Weltkultur solle nur das übernommen werden, was sich mit dem russischen Volksleben und dem russischen Volksgeiste vertrage. Als Ziele der russischen Bildung bestimmte er die Pflege der religiösen Einheit, des monarchischen Gedankens und der Liebe zum eigenen Volkstum. Er litt Schiffbruch mit diesem Programm, aber seine Nachfolger nahmen es unbelehrbar immer wieder auf. Ein Jahrhundert lang verbrauchte die russische Regierung ihre Kraft in Zensur- und Polizeimaßregeln gegen den westlichen Geist, gegen die Demokratie. Dabei ist sie zugrunde gegangen. Spengler hat auch hier die Tatsachen völlig verzerrt, in ihr Gegenteil verkehrt. Das Rußland der Zukunft, von dem er fabelt, ist das längst hinweggefegte Rußland Nikolaus I.

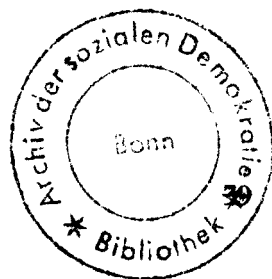
10. WIR FREIDENKER.

Nach alledem ist es klar, welche Stellung der Freidenker zur Philosophie Spenglers einzunehmen hat. Dieser vielgefeierte Mystiker gehört zu den Reaktionären, die das Gefühl gegen den Verstand, die völkischen Vorurteile gegen die Weltkultur, die ererbten Gehorsamsinstinkte gegen die Demokratie, die religiösen Reste gegen den freien Gedanken ausspielen. Spenglers Grundstimmung ist der Haß gegen die Naturwissenschaft und die Technik, gegen die Zivilisation und den Sozialismus. Zu einem *gefährlichen* Gegner machen ihn seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, seine besondere Begabung für die Aufspürung verblüffender Analogien und seine instinktive Sicherheit, das zu sagen, was bestimmte Kreise gern hören wollen.

Nichts ist so klar, so nüchtern und so ruhig wie ein Freidenkerhirn. Der Sichere hat die Verpflichtung, andern zu helfen, die leichter verwirrt und betört werden können. Wir glauben nicht an den Untergang des Abendlandes, sondern an die Zukunft der Menschheit. Ist sie noch kein Ganzes, so haben wir dafür zu sorgen, daß sie es wird. Jeder muß in seinem Lande beginnen. Die religiösen und die nationalen Vorurteile hängen eng zusammen. Die nächste Aufgabe der deutschen Freidenker ist die Bekämpfung deutschen Aberglaubens, deutscher Mystik. Die Phantasien der Romantiker sind keine harmlosen Spielereien, sondern *Rauschgifte*. Nicht ungestraft gibt man sich ihrem betäubenden, die Denkkraft lähmenden Genusse hin. Die Jugend unserer Zeit ist sehr auf der Hut vor dem Alkohol, aber leichtsinnig und vertrauensselig gegenüber falschen Propheten, die sich in das schimmernde Gewand einer stimmungsvollen Weltanschauung hüllen. Man muß den jungen Leuten klar machen, daß es sich auch hier um einen Saft handelt, der eilig trunken macht. Ihre Begeisterungsfähigkeit in Ehren, aber was soll heute die Schwärmerei für gotische Dome und verfallene Ritterburgen? Europa liegt in Trümmern, faschistische Banden durchziehen die Länder, die Arbeit wird geknechtet, der Jammer der Menschheit schreit zum Himmel. Wir brauchen das Mittelalter nicht herbeizusehnen; es erhebt sich überall aus den Gräbern und bedroht die Lebenden. Hier ist der Platz für alle, die sich nach Kämpfen und Erlebnissen sehnen. Das Glück kommt nicht von selbst; es will errungen sein.

Nur klare Köpfe, nur bewußte Naturen sind davor sicher, immer aufs neue betrogen zu werden. Das große Werk der *Aufklärung* ist noch längst nicht vollendet; es ist kaum begonnen. Welchen Wert die Aufklärung für die Proletarier hat, das zeigt täglich aufs neue der Haß, mit dem ihre Feinde die Aufklärung bespötteln, als überlebt hinstellen, verächtlich zu machen suchen. So kämpft man nicht gegen einen Feind, den man für ohnmächtig hält. So streitet man auch nicht gegen ihn, wenn man ein gutes Gewissen dabei hat. So gereizt wird man nur, wenn man ihn im eigenen Innern hat und das nicht zugeben will. Das Bürgertum hat um seine eigene Befreiung vor hundert Jahren mit den Waffen gefochten, die es heute vergraben

möchte, weil es sie in Händen sieht, vor denen es sich fürchtet. Nur eine Gefahr droht uns: das Mißtrauen in dieselben Waffen, die lähmende Gleichgültigkeit gegen das Denken, der Aberglaube, daß mit ihm nichts auszurichten sei. Diese Stimmung bekämpfen wir Freidenker. Was Voltaire und Büchner, Darwin und Haeckel, Feuerbach und Marx uns gaben, haben wir weiter zu reichen. Der ungeheure Erfolg Spenglers schüchtert uns nicht ein. Er zeigt uns nur, wieviel noch zu tun ist. Stände die Freidenkerbewegung bereits am Ziele, dann hätte man den Verfasser eines solchen Buches nicht verehrt, sondern verlacht. Man braucht uns.



Inhalt.

	Seite
Einleitung	2
1. Spenglers Werke und ihre Wirkung	3
2. Die verblüffende Analogie	8
3. Kultur und Zivilisation	12
4. Seele und Verstand	16
5. Kulturseelen und Fortschritt	19
6. Die faustische Kultur	24
7. Sozialismus und Cäsarismus	27
8. Die Zahlenmystik.	33
9. Die Kulturseele der Zukunft	36
10. Wir Freidenker	38